

7. Forum des Netzwerk Baukultur in Niedersachsen
Hannover, Werkstatt Süd | 16. November 2012

netzwerk**DOKUMENTATION**

3



PROGRAMM

NETZWERK BAUKULTUR NIEDERSACHSEN | 7. Forum am 16. November 2012

09.30 Uhr	Offener Beginn
10.00 Uhr	Begrüßung Herr Prof. Dr. Bernd Krämer Sprecher des Netzwerkes Baukultur in Niedersachsen Superintendent Thomas Michael Höflich Ev.-luth. Stadtkirchenverband Hannover, Superintendentur Ost
Thema	„Rückzug der Kirchen? Konsequenzen für die Stadt. Auf der Suche nach neuen Synergien.“
10.15 - 11.00 Uhr	Landesbischof Ralf Meister / Ev.-luth. Landeskirche Hannovers Kirchenbauten zwischen Religion und Spiritualität
11.00 - 11.15 Uhr	Diskussion
11.15 - 11.45 Uhr	Kaffeepause
11.45 - 12.15 Uhr	Ulrich Brinkmann / Redaktion Bauwelt, Berlin Bewegung im Zentrum: Chancen und Möglichkeiten der Umnutzung von modernen Kirchen
12.15 - 12.45 Uhr	Hendrik Bloem / Leibniz Universität Hannover SpielRaum Kirche
12.45 - 13.15 Uhr	Diskussion
13.15 - 14.00 Uhr	Imbiss
Exkursion	Baustellenbesuch der Christuskirche / Umbau zum Chorhaus Hannover Führung: Herr Roger Ahrens / ahrens grabenhorst architekten BDA



Veranstaltungsort: Werkstatt Süd, Hölderlinstraße 56, 30159 Hannover

Die evangelische Kirche in Hannover unterhält derzeit 70 Kirchen, die ursprünglich für rd. 400.000 Mitglieder gebaut wurden. Heute sind es noch rd. 200.000, so dass die Kirche rein rechnerisch 50% zu viel Gebäude besitzt. Fünf Kirchen wurden in den letzten Jahren entwidmet und einer neuen Nutzung zugeführt. Weitere müssen folgen. An vielen Stellen verursacht dies heftige öffentliche Diskussionen. Vor diesem Hintergrund wurde eine Arbeitskreis „Stadt und Kirche“ gegründet, der das Thema „Rückzug der Kirchen? Konsequenzen für die Stadt. Auf der Suche nach neuen Synergien“ unter baukulturellen Aspekten aufarbeitet. Der Arbeitskreis führte im Juni 2012 drei Exkursionen zu umgenutzten und neu gestalteten Kirchengebäuden in Südost-Niedersachsen durch. Die daraus entstandenen Diskussionen flossen in die Gestaltung des 7. Netzwerkforums im November 2012 in Hannover ein.



BAU KULTUR
Niedersachsen

www.baukultur-niedersachsen.de

Netzwerk Baukultur
Netzwerktreffen | 16. November

Superintendent
Thomas Michael Jöbstl
Evangelische Kirche

Prof. Dr. Michael Jöbstl

Prof. Dr. Michael Jöbstl

Prof. Dr. Michael Jöbstl

Prof. Dr. Michael Jöbstl

Was ich in unserer Landeskirche gesehen habe

Bei einem Besuch im Kirchenkreis Hannoversch-Münden vor wenigen Wochen bin ich gleich an meinem ersten Tag, als ich dort war, in zwei Kirchen gegangen, die nicht mehr als Kirchen genutzt werden. Das war zum einen die Aegidius-Kirche in der Altstadt, nicht weit von der großen Stadtkirche gelegen, die auf einen mittelalterlichen Bau zurückgeht. Sie ist für einen symbolischen Euro an den „Denkmalaktivisten“ – so bezeichnet er sich selbst – Bernd Demandt 2008 abgegeben worden, der sie zum Café umbauen ließ. Nun kann man auf der Empore Sahnetorte essen, in den originalen Kirchenbänken an Tischen zum Kaffeekränzchen sitzen oder – wie pietätlos – am Altar auf Thekenstühlen seinen Croque verzehren, während das Dressing auf den Stein tropft, auf dem dereinst der Abendmahlskelch stand. Sie hören die ganze Ambivalenz in meiner Erzählung. Ich würde sagen, aus Kirchensicht sind dort eklatante Fehler

gemacht worden, weil Prinzipalstücke umfunktioni-
niert wurden, also z.B. der Altar zum ordinären
Esstisch.

Die zweite Kirche liegt in einem Stadtteil Mündens, der in den 1950er Jahren errichtet worden ist und aus dieser Zeit auch einen Kirchenbau hat: die St. Matthäus-Kirche in Hermannshagen. 1962 ist sie eingeweiht worden und sucht nun eine Nachnutzung. Ich habe mit einigen Interessenten gesprochen und deren Pläne für eine neue Nutzung gehört. Diese hoch engagierten Personen sind in enger Weise verbunden mit diesem Kirchenbau, weil sie selbst einen Bezug zu diesem Stadtteil haben oder dort getauft oder konfirmiert worden sind, und wollen ihn gerade nicht einer beliebigen Lösung überlassen. Sie überlegen, ob man in diesem Kirchensaal ein Kolumbarium einrichten kann. Interessanterweise hängt in dieser Kirche ein großes Bild aus den 1930er Jahren des 20. Jahrhunderts – ein Familienidyll, das zuvor in der

KIRCHENBAUTEN

zwischen Religion und Spiritualität

Landesbischof Ralf Meister, Ev.-Luth. Landeskirche Hannovers

heutigen Cafékirche, der Aegidienkirche, hing. So wandern die Einrichtungsstücke von einer aufgegebenen Kirche zur nächsten.

Wenn man sich die Literatur über Kirchenbau und die einschlägigen Fachzeitschriften der vergangenen zwei Jahrzehnte anschaut, so wird man nur noch in Ausnahmefällen Berichte von prominenten Kirchenneubauten finden. Immerhin habe ich ganz in der Nähe von Hannover zwei Kirchen gesehen, die gerade zwanzig Jahre alt sind. Katholische Neubauten gibt es. Im Februar ist direkt an der Nordsee eine katholische Kirche eröffnet worden. Die beiden Kirchen, die ich gesehen habe gehören vermutlich zu den letzten vollständigen Kirchenneubauten, die wir in unserer Landeskirche haben. Es ist die Friedenskirche in Arnum, die 1991 eingeweiht worden ist und die St. Petrus Kirche in Springe, ebenfalls 1991 eingeweiht. Immer mal wieder entsteht ein neuer Kirchenbau, der dann eine besondere Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Schließlich wissen alle: es ist eine Ausnahme-situation. Immer häufiger allerdings gibt es Berichterstattungen über die Umnutzung oder Preisgabe von Kirchen oder – wie es neudeutsch heißt – über Transformationen.

Als ich mich auf diesen Vortragsimpuls vorbereitete, erbat ich vom zuständigen Abteilungsleiter eine Aufstellung über Verkauf oder Umnutzungen von Kirchengebäuden in unserer Landeskirche. Diese Liste umfasst eine Anzahl von 23 Kirchen, die in den vergangenen sechzig Jahren aus dem Besitz der Kirche veräußert worden sind. Nur 23 (!) – wir haben im Vergleich dazu in dieser Zeit eine dreistellige Zahl von Kirchen gebaut, vor allem in den 50er, 60er und 70er Jahren. 23 sind abgegeben worden, wobei man genau schauen muss, denn von diesen 23 sind 15 erst in den letzten 10 Jahren verkauft worden. Diese Kirchen verteilen sich über das ganze Gebiet unserer Landeskirche, aber fast alle befinden sich in Städten. Das ist nicht

weiter verwunderlich, weil die Anzahl, die Größe und die Dichte der kirchlichen Bebauung in den Städten immer am größten gewesen sind, und zudem der Rückgang der Kirchenmitgliedschaft in den Städten deutlich höher ist als in ländlichen Regionen.

Die evangelische Kirche in Hannover will sich in den kommenden Jahren von weiteren Kirchengebäuden trennen. „Wir haben einfach eine zu große Dichte von Kirchen in Hannover“, sagt dazu Landessuperintendentin Dr. Ingrid Spieckermann. Als nächstes wird am 18. November die 1963 erbaute Gerhard-Uhlhorn-Kirche im Stadtteil Linden entwidmet. Dabei werden in einer symbolischen Prozession sakrale Geräte wie die Taufschale oder das Abendmahlsgeschirr hinausgetragen und in die rund zehn Minuten entfernte Bethlehemkirche gebracht. Die Gemeinden beider Kirchen hatten sich 2009 vereinigt. In den vergangenen Jahren wurden in Hannover und Umgebung bereits sieben Kirchen entwidmet. Wegen zurückgehender Finanzen und Mitgliederzahlen konnten die Gemeinden diese Gebäude nicht mehr halten. Die evangelisch-lutherische Kirche unterhält in Hannover sowie den Vororten Garbsen und Seelze nach Angaben des Stadtkirchenverbandes derzeit rund 70 Kirchengebäude für rund 203.000 Mitglieder. Sie können die Statistik zurückgehen und werden dann sehen, dass Sie irgendwann bei 350.000 bis 380.000 Kirchenmitgliedern sind, für die genau die gleiche Zahl Kirchen zur Verfügung stand. Frau Spieckermann führt den großen Bestand auf die Nachkriegszeit zurück. Damals habe Hannover zahlreiche Flüchtlinge aus den Ostgebieten aufgenommen. Viele Gemeinden seien auf das Doppelte ihrer Mitgliederzahl gewachsen und hätten deshalb Tochtergemeinden mit eigenen Kirchen gegründet. Die Kirche will vor allem moderne Gemeindezentren aus den 1950er und 1960er Jahren verkaufen oder anders nutzen. Historische Kirchen sollen möglichst erhalten bleiben. Von den bisher fünf entwidmeten evangelischen Kirchen in Hannover wurden zwei zur Synagoge und eine

zum Therapiezentrum für Kinder. Eine wurde abgerissen, eine steht zum Verkauf.

Die Aufkäufer oder Nachnutzer der Kirchen sind landeskirchenweit sehr vielfältig. Man liest von Privatpersonen, die Kirchen gekauft haben. Man muss diesen vorhin erwähnten „Denkmalaktivisten“ auch als Privatperson bezeichnen. Es gibt andere Kirchen, die unsere Kirchen übernommen haben, z. B. russlanddeutsche Baptisten in Dörverden-Barme. Manchmal ist es die politische Gemeinde, manchmal sind es Heimatvereine, die Kirchen kaufen. Manchmal sind es jüdische Gemeinden, z. B. wurde die Gustav-Adolf-Kirche in Hannover 2007 zur Synagoge umgebaut. Aber es ist auch die Uni Hildesheim. Trotzdem zeigt die Nachfrage ein sehr eingeschränktes Bild: Es sind oft Körperschaften, eingetragene Vereine, gemeinnützige Einrichtungen, also nicht die Flut der privaten Investoren, die ein Interesse haben, Kirchen zu kaufen. Man muss das noch einmal deutlich sagen, weil es vor 20, 25 Jahren – als wir in diese Debatte hineingingen – Agenturen gab, die sich anboten und gesagt haben: Wir schaffen es ganz schnell, euch viele Investoren zu präsentieren, die eure Kirchen kaufen wollen. Und alle träumten davon, dass man Höchstpreise auf den Märkten erzielen könnte, wenn man die Kirchen „auf den Immobilienmarkt wirft“. Heute sage ich: Gott sei Dank war das eine Illusion.

Wenige Tage bevor ich meinen Kirchenkreisbesuch in Hannoversch-Münden machte, war ich im Kirchenkreis Neustadt-Wunstorf und besuchte an einem Tag drei Kirchen, die eine Nachnutzung erlebt haben. Dabei gab es originelle Erfahrungen, weil ich während des Besuches erfuhr, wie man in früheren Jahrhunderten mit Baugutachten umging. Als man die Sigwardskapelle in Idensen als zu klein empfand und eine größere errichten wollte, bezeichnete man sie als so baufällig, dass nur ein Neubau in Frage kam. Man beschloss die alte Kirche zu veräußern oder abzureißen. Nur durch Zufall entdeckte der Architekt Conrad Wilhelm Hase, der den Neubau verantwortete, die imponierenden

romanischen Fresken in der Kirche, so dass letztendlich die Sigwardskapelle und die Hase-Kirche direkt nebeneinander standen. Heute würde die Sigwardskapelle locker für die dort noch vorhandenen 400 Gemeindeglieder ausreichen. Die zu große Hase-Kirche wurde mit einem Glashaushaus-Einbau, der Errichtung einer kleinen Küche und sanitären Anlagen neu gestaltet. Ich muss sagen, dass mich dieser Glaseinbau nicht besonders überrascht und auch architektonisch nicht komplett überzeugt hat, weil bestimmte Sichtachsen nicht sehr glücklich in der Wahrnehmung des Restraumes eingesetzt worden sind. Aber das müsste man tatsächlich anhand von Bildern diskutieren oder die Kirche besuchen.

Der zweite Umbau, den ich gesehen habe, war eine multifunktionale Kirche in Dudensen, also auch Neustadt-Wunstorf – ein denkmalgeschützter Raum aus dem Mittelalter, der auf interessante Weise zeigt, wie weit die Denkmalpflege an bestimmten Punkten gehen kann. Auch dort wurde in die Kirche hinein eine Teeküche gebaut. Durch einen alten, später einmal hinzugefügten Anbau, der inzwischen abgerissen war, den man aber wiedererrichten konnte, gelang sogar der Einbau einer Sanitäreinrichtung.

Der dritte Umbau, den ich sehen durfte, war wieder die Abtrennung des Profanums des Eingangsbereiches einer Kirche, bevor man dann in das eigentliche Kirchenschiff hineingeht. Es ist die 1961 gebaute Kirche in Bokeloh, die nun die Möglichkeit bietet, gemeindliche Nutzungen in ihren Räumen aufzunehmen. Wir diskutierten in einer großen Runde von dreißig Personen unter der Empore sitzend, mit Blick in den Kirchenraum und auf ein faszinierendes Altarmosaik. Die Suppe wurde in der Küche gleich neben dem Versammlungsraum für uns gekocht.

Diese Form der Abtrennung – Eingangsbereich dicht machen, Sichtachsen erhalten, multifunktional, quasi neu öffentlich diesen Raum nutzen, Sanitäreinrichtung, Küche einbauen, evtl. noch Zusatzräume

errichten – habe ich bei meinen Reisen, in denen ich jetzt in den letzten ca. 16 Monaten vermutlich 400 bis 500 evangelische Kirchen in Niedersachsen besucht habe, mehrfach gesehen. Es gibt darüber keine Statistik. Ich vermute, dass wir mindestens dreißig, vielleicht sogar bis zu fünfzig Umbauten in evangelischen Kirchen in den letzten 10 bis 15 Jahren haben, in denen eine solche Abtrennung vorgenommen wurde. Es ist – man muss es so sagen – die populärste Maßnahme in der Transformation von evangelischen Kirchen. Die Seitenschiffe oder die Eingangsteile des Kirchenschiffs werden mit Glaswänden oder Wand-einbauten abgetrennt damit die Möglichkeit entsteht, Teile des kirchlichen Lebens, welches bisher in den Gemeindehäusern stattfand, direkt in der Kirche aufzunehmen.

Persönliche Erfahrungen – eine kleine Geschichte der Umbauten

Boitzenburg

Meine erste Begegnung mit einem Kirchenumbau datiert 1990, als ich in Lauenburg/Elbe Vikar war und wir die Kirche nach der Öffnung der Grenze im Nachbarort Boitzenburg an der Elbe besuchten, einen mittelalterlichen Bau. Da fand ich zum ersten Mal – für mich völlig überraschend – das so genannte „Glashaus“, das im Innenbereich des ursprünglichen Altarbereiches, also des Chorraumes, eingerichtet worden war. Ich habe erst viel später erfahren, dass der Einbau von diesen Glaskuben in die Kirche, die kaum eine andere gestaltende Aufgabe wahrnahmen, als dass sie einen abtrennbaren, beheizbaren Glaskorpus hineinsetzten, in vielen DDR-Kirchen in den 1970er und 1980er Jahren entstanden ist. Man findet eine Fülle von Beispielen davon, wie die DDR-Kirchen mit solchen Glaskörpern verändert worden sind. Man muss darüber architektonisch nicht lange reden, weil man sich an den Orten, die ich gesehen habe, nicht sehr viele Gedanken gemacht hatte. Das hing mit den Materialschwierigkeiten

zusammen und mit den sehr, sehr begrenzten Gestaltungsmöglichkeiten.

Kreuzberg

Kurze Zeit später, auch Anfang der 90er Jahre, machte ich die prägendsten Erfahrungen an meiner späteren Wirkungsstätte, in Berlin. Bis heute ist diese Stadt vermutlich die beste Option, um in das Thema Kirchenumbauten und Umwidmungen mit all ihren Vor- und Nachteilen einzuführen. Diese Umnutzungs- und Umbauphase innerhalb West-Berlins ist übrigens relativ gut dokumentiert durch die Berliner Gespräche zum Kirchenbau (1987 bis 1990, mit herausgegeben von Matthias Hoffmann-Trauschwitz, der heute noch das Kirchenbauamt der EKBO leitet). Wenn man sich an das erste Berliner Gespräch unter dem Thema „Neue Nutzungen für alte Kirchen“ erinnert, muss man 25 Jahre zurückgehen. 1987 fand es statt und öffnete damals einen Horizont, der in den meisten Landeskirchen erst 10 oder 15 Jahre später ankam. In den Vorträgen dieses Symposiums findet man alle die Themen, die heute noch diskutiert werden. Welche Nachnutzungen sind denkbar? Was bedeuten diese Veränderungen für die Gemeinden? Welche Umnutzungen gab es in der Geschichte? Wie dienen wir mit unserem Auftrag der Gesellschaft am besten? Wie weit darf man eingreifen in das Gebäude? Während sich damals manche Kirche außerordentlich innovativ fand, wenn sie endlich die Kirchenbänke gegen flexibles Gestühl getauscht hatte, wurde in Berlin schon seit Anfang der 1980er Jahre über neue, manchmal auch radikale Veränderungen innerhalb der Kirchen nachgedacht.

Die Heilig-Kreuz-Kirche in Kreuzberg war damals so etwas wie das Paradestück des Umbaus. Durch den Einbau von zahlreichen Nebenräumen und eine radikale Veränderung des Sakralraums entstand 1995 ein völlig neues Innengebäude mit vielfachen Nutzungsmöglichkeiten. Das Kirchenkreisamt des Kirchenkreises Kreuzberg zog ein (welches inzwischen wieder ausgezogen ist), und

ein Café bot die Möglichkeiten des Zwischenstopps in einer Kirche. Diese große neugotische Kirche war 1888 vom Architekten Johannes Otzen errichtet worden und galt als wilhelminische Großkirche, die in den Arbeiterbezirken eine symbolische Präsenz des Glaubens zeigen sollten. Die Heilig-Kreuz-Kirche hatte in ihrer Gründungszeit als Kirchengemeinde fast 100.000 Kirchenglieder. Diese Berliner Kirchen besuchten damals alle Architekten und Theologen, die an Kirchenumbauten interessiert waren. Dazu gehörte auch die Parochialkirche, die als Konzertkirche in Berlin einen sehr guten Ruf hat und mit der Heilig-Kreuz-Kirche inzwischen fusioniert ist.

Friedrichshain

Andere Projekte, die eine Lösung suchten, waren die Thomaskirche, die direkt an der deutsch-deutschen Grenze lag, oder die Auferstehungskirche in Friedrichshain, vor dessen ruinöser Außenansicht ich Anfang der 1990er Jahre stand; und niemand wusste so Recht, was aus dieser Kirche, die in der Friedensbewegung der DDR eine wichtige Rolle spielte, werden sollte bzw. woher das Geld kommen sollte für große Pläne. Inzwischen sind dort über 2000 Quadratmeter Geschossfläche eingebaut, und ein Umweltforum und eine Stadtbaugesellschaft sind dort eingezogen.

Die Frage nach öffentlichen Räumen

Der Wunsch nach grundsätzlichen Veränderungen im Umgang mit alten, großen Kirchen war allerdings älter als der Transformationsschub, der durch die Wende einsetzte. Man reagierte vor allem in Westberlin in den späten 1970er Jahren innerhalb der Kirche mit Ansätzen der gemeinwesenorientierten Arbeit, die in den 1960er und 1970er Jahren entstanden war. Doch was mit großem Enthusiasmus innerhalb der Kirche begonnen hatte, führte eben auch zu kritischen Anfragen an die Nutzung der eigenen alten Kirchen. Daran kann man zeigen, wie gesellschaftliche Entwicklungen, also

eben nicht nur Kirchenmitgliedschaft und zurückgehende Finanzen wie sie meistens heute diskutiert werden, Kirchennutzungen verändern können. In einer Predigt von Jürgen Quandt, der von 1979 an fast 30 Jahre lang Pastor in der Heilig-Kreuz-Kirche gewesen ist, hört man 1983 eine spannende Beschreibung der Lage: „Ich bin vor vier Jahren, nach einer langjährigen, intensiven, in gewisser Weise auch erfolgreichen Arbeit als Pfarrer in einem Sonderprojekt kirchlicher Gemeinwesenarbeit in der Neubausiedlung Gropiusstadt nach Kreuzberg gegangen – auf ein kirchliches Abstellgleis. Mit dem Absterben des Stadtteils war dort scheinbar auch die Kirche gestorben. Ich wurde Pfarrer auf der Pfarrstelle einer Gemeinde, die mangels Interesse von Bewerbern zwei Jahre lang nicht besetzt werden konnte. (...) Es war viel die Rede vom Alleingelassen sein, vom Schrumpfen, von der Folgenlosigkeit eigenen Tuns, ja auch Angst und Resignation war spürbar. Vorbei der Sturm und Drang der 68er-Generation, die in Kreuzberg im ersten Pfarramt Kirche und Gesellschaft bewegen wollte. Verfliegen die Träume von neuen Ufern, zurückgeblieben ein harter, nicht selten traurig-trostloser Alltag.“

Hier hört man eine nüchterne Einschätzung der Kirche und des kirchlichen Lebens von einem Pastor, der den Umbau der Heilig-Kreuz-Kirche vorangetrieben hat. Die Konsequenz für Jürgen Quandt und eine Generation von Pastorinnen und Pastoren und vielen Ehrenamtlichen war, sich in besonderer Weise den sozialen Problemlagen der Quartiere, dem Kiez zu stellen und grundsätzlich zu fragen: Wozu taugen die alten großen Kirchen noch? Auch angestiftet durch die Hausbesetzungsszene Anfang der 1980er Jahre in Berlin wurde die Frage nach dem öffentlichen Räumen noch einmal anders gestellt als heute. Welche Räume stehen der Gesellschaft zur Verfügung? Über welche Räume kann sie in der Nutzung mitbestimmen? Die historischen Kirchenbauten wurden zwar sakral genutzt, spielten jedoch in der sozialen Gestaltung im Stadtteil keine Rolle. Eigentlich waren sie dem öffentlichen Gebrauch sogar

entzogen. Man fragte nicht nur nach dem „Muff unter den Talaren“ sondern auch nach den alten Gotteshäusern und ihrer Funktion.

Die Agora-Funktion

In den sechziger Jahren war ein Konzept der sogenannten Agora-Funktion der Kirche entstanden. Vornehmlich in den Niederlanden wurde es im Kirchenbau realisiert und schnell, besonders in den bundesdeutschen Großstädten kopiert. Man sieht diese Beispiele noch heute in Mümmelmannsberg oder Steilshoop in Hamburg, im Märkischen Viertel oder in der Gropiusstadt in Berlin, in Neuperlach in München, aber auch in Garbsen in der Silvanus-Gemeinde. Oft waren es die sozialen Wohnungsbaufelder mit einer enormen Bevölkerungsverdichtung, in denen diese Kirchenzentren entstanden. Zwar entstanden dort in der Regel noch Sakralräume, aber sie sind meist nur ein oftmals nur lieblos eingerichteter Bestandteil des neuen Kirchenzentrums. Deshalb nannte man diese Orte auch nicht Kirchen, sondern Gemeindezentrum oder Kirchenzentrum. Dabei wurde ‚Gemeinde‘ nicht nur parochial verstanden, sondern als eine Aufnahme des politischen Begriffs der politischen Ortsgemeinde. Umrundet oder benachbart wurden diese Sakralräume in diesen Kirchenzentren von Gemeinderäumen. Vor allem aber dominiert in diesen Zentren ein Eingangsbereich, der als großes Foyer oder Durchlaufzentrum zu vielen Seitenräumen gestaltet ist: die Agora.

Diese Liebe zur Agora, also zum offenen Marktplatz wurde von einem Niederländer auf dem ersten Berliner Kirchenbaugespräch 1987 thematisiert. Hans Roald Blankensteijn aus Hilversum referierte über diese Agoraphilie: „Schon seit Jahren schwärmen wir unheimlich von der Agorafunktion der Kirche: Die Kirche als überdachter Marktplatz. Nun sollten wir den Mut haben auch konsequent zu sein. Es passiert immer wieder, dass Gebäude eine neue Funktion erhalten, weil die ursprüngliche ausgewirkt hat. Oft hat die neue Funktion gar nichts

mit der alten zu tun: eine großbürgerliche Villa, die Sitz einer Aktiengesellschaft wird, ein mittelalterliches Schloss, das eine Tagungsstätte beherbergt. Im Grunde sind wir mit unseren Kirchen viel besser dran. Wir können anknüpfen an eine jahrhundertealte Tradition: Die Kirche als Agora.“ Und Blankensteijn fordert nun auf, konsequenter die alten Öffnungen der Seitenschiffe und der Kirchenräume wieder zu befolgen. Er nennt ein paar Beispiele. „In England hat man öfter Tanz und Ringkampf im Kirchenschiff verboten: In der Buurkerk – der Bürgerkirche also – in Utrecht, hängt noch immer das älteste Verkehrszeichen in den Niederlanden: aus dem 17. Jahrhundert. Verboten ist, während des Gottesdienstes, Vieh und Wagen durch die Kirche zu führen. Eine doppelte Funktion der Kirche also: Gottesdienst und öffentlicher Raum“.¹ Diesen Aufforderungen folgte man erneut – nun nach dem Abklingen der Kirchenneubaubewegung im Rahmen von Umbauten innerhalb der alten neugotischen Kirchen, in denen der Eingangsbereich durch Glaswände abgeteilt und zu einem öffentlichen, eher profanen Raum wurde. Man trennte noch einmal das Sakrale von dem Profanen und erlaubte alle möglichen Nutzungen.

Fehler, Chancen und Ideen

Es gab in den 1970er und 1980er Jahren eine ganze Reihe von Kirchenumbauten, die man heute so nicht mehr machen würde. Und es gab Möglichkeiten, für die heute das Geld fehlt. Mit vielen Fördermitteln aus sozialen Stadtentwicklungsprogrammen konnten die Heilig-Kreuz-Kirche aber auch die Auferstehungskirche im Friedrichshain umgebaut werden. Oftmals gehörte die Verkleinerung des Sakralraums zu den Ausgangspunkten der Umbauten. Die Lutherkirche in Spandau bekam Wohnungen eingebaut und die Proportion des Kirchenraumes wurde völlig gestaucht und verändert. Der Raum verlor damit seine Proportionen, ohne eine neue Verhältnismäßigkeit zu erhalten. Die Marthakirche in Kreuzberg ist mit

einem Betoneinbau, der alle Sichtachsen versperrt und den Eingang völlig verändert, ein weiteres abschreckendes Beispiel. Gelungen, obwohl architektonisch auch fragwürdig, ist der Umbau der Martin-Luther-Kirche in Neukölln, in den vielfältige Gemeinderäume eingebaut worden sind. Der dominierende Werkstoff, der ab den 1980er Jahren bei Umnutzungen oder Raumabtrennungen zum Einsatz kam, war Glas. Er ließ mehr Möglichkeiten, um Proportionen und Sichtachsen der Sakralräume zu erhalten als bei den frühen Einbauten, die wenig Rücksicht auf die ursprüngliche Architektursprache nahmen und übrigens fast alle nicht reversibel sind.

Einige Umbauten in Norddeutschland, die ich mir angeschaut habe, möchte ich noch nennen. So ist der vor zwei Jahren fertiggestellte Einbau in der Petri-Kirche in der Mönckebergstraße in Hamburg ein Eingriff, der behutsam mit den Proportionen des Sakralraumes umgeht, und die Küsterei, pastorale Besprechungsräume und Gemeinderäume eingebaut hat – beim Einkaufsbummel in Hamburg unbedingt ansehen! Auch die St. Nikolai-Kirche in Kiel ist beachtenswert, weil sie schon vor einigen Jahren Gemeinderäume in die zentrale Innenstadt-Kirche eingebaut und mit einem externen Zugang versehen hat. Hier hatte übrigens vor gut 15 Jahren der Pastor Matthias Wünsche die gute Idee, seinen Arbeitsplatz direkt in der Kirche einzurichten. Ein ebenerdiger Turmraum im Eingangsbereich wurde umgebaut und draußen wurde angezeigt, wann der Pastor für ein Seelsorgegespräch zur Verfügung stand. Der Pastor führte von diesem Arbeitsplatz seine Gemeinde, lebte den Arbeitstag in der Kirche und besuchte sie eben nicht nur zu den Gottesdiensten.

Beide Beispiele zeigen übrigens, dass im 21. Jahrhundert die Scheu, auch prominente Kirchenbauten umzubauen, weitgehend gefallen ist. Wenn es überzeugende Lösungen gibt, die meist natürlich reversibel sein müssen, dann wagt man sich auch an herausragende Bauzeugnisse heran. Ein anderes kleines Beispiel aus Schleswig-Holstein

sind die Eingriffe in St. Jakobi in Lübeck mit dem Einbau eines Kolumbariums in einer Gruft unter einer Seitenkapelle (vorrangig für Seeleute und Kapitäne) und einem glasabgetrennten Seitenschiff als Veranstaltungsraum und Winterkirche. Diese unzerstörte Kirche gilt in der Innenausstattung und vor allem wegen seiner Orgeln als ein besonderes Schmuckstück in der Hansestadt. Die nicht unerheblichen Eingriffe wurden von der Denkmalpflege in der Weltkulturerbestadt Lübeck zugelassen. Doch man muss gestehen, dass es für markante Eingriffe in die Bausubstanz und räumliche Neuordnungen auch bei der Wiederherstellung von Kirchengebäuden nach ihrer Zerstörung im zweiten Weltkrieg schon viele Beispiele gab. Ein berühmtes Beispiel dafür ist der Lübecker Dom, umgebaut durch die Architekten Sandtmann/Grundmann, die den 150 Meter langen Innenraum neu gliederten, einen großen Veranstaltungsraum im Ostchor ermöglichten und einen neuen Taufort einrichteten. Manchmal hilft für einen solchen radikalen Umbau eines Kirchenbaus nur ein tragisches Missgeschick, wie der Brand der Apostelkirche in Hamburg-Eimsbüttel in den 1970er Jahren zeigt, die anschließend zu einem multifunktionalen Wiederaufbau durch die Architekten Hirche, Sandtmann und Grundmann führte. Manchmal scherzten wir damals: Erst ein Kirchenbrand ermöglicht die notwendigen Neuerungen, denen die Kirche bedürfe.

Bauen im Bestand provoziert herausragende Architekturlösungen. Das kann man bei besonderen Kirchenumbauten immer wieder erleben. Der Kirchenumbau der Gustav-Adolf-Kirche zu einer Synagoge durch die Architekten Gesche Grabenhorst und Roger Ahrens in Hannover wurde mit dem Niedersächsischen Staatspreis für Architektur 2010 ausgezeichnet, ebenso wie der Einbau einer Bibliothek in eine Kirche in Müncheberg (1995-97), die dem Architekten Klaus Block den Brandenburger Architekturpreis einbrachte. Viele weitere Beispiele ließen sich anfügen. Man muss einsehen, dass aus den Kirchenumbauten der vergangenen Jahrzehnte deutliche Veränderungen

erkennbar sind. War der Ausgangspunkt nicht zuerst nur die geringere Nutzung, sondern ein gemeinwesenorientiertes Angebot für Menschen im Quartier zu schaffen, so heißt es heute: Was kann ich an Gemeindehäusern verkaufen und in die Kirche integrieren?

Symbolische Orte kirchlicher Repräsentanz

Zugleich ist ein neues Bewusstsein für die geistliche Qualität der Bauten entstanden. Es sind nicht nur funktionale Raumhüllen, die eine neue Verwendung suchen, sondern symbolische Orte der Repräsentanz der Kirche. Räume speichern Lebensgeschichten. Und solche Erfahrungen führen uns zum Rätsel des Raumes. Denn die Dignität eines Raumes, seine Würde, lässt sich nicht in physikalischen Begründungen einer Raumtheorie finden. Sie verbirgt sich nicht in einer Kosten-Nutzen-Analyse oder Wirtschaftlichkeitsberechnung. Sie zeigt sich auch nicht in ihrem Denkmalschutz. Sie wird erfahren und erlebt, sinnlich wahrgenommen und unbewusst-bewusst verarbeitet. Der Philosoph Gaston Bachelard hat das in einem großen Essay über die Poetik des Raumes einmal so beschrieben: „In den Träumen durchdringen einander die verschiedenen Wohnungen unseres Lebens und hüten die Schätze der alten Tage. Wenn im neuen Hause die Erinnerungen der alten Wohnungen wieder aufleben, reisen wir im Lande der unbeweglichen Kindheit, unbeweglich wie das Unvordenkliche. Wir erleben Fixierungen, und es sind Fixierungen des Glückes. Wir trösten uns, indem wir Erinnerungen an Geborgenheit nacherleben.“²

Die Aufmerksamkeit für Leib und Raum führen zu einem bewussten Umgang mit Kirchenräumen, den kraftvollsten Orten unserer Kultur. Der Kirchenraum ist das letzte sichtbare Symbol kirchlicher Repräsentanz in der Öffentlichkeit. Ein Zeichen, das sich in wesentlichen Teilen über Jahrhunderte nicht verändert hat. Im Gegensatz zu den Personen und der Theologie waren und sind die Räume als



Immobilien den geringsten Veränderungen durch die Jahrhunderte ausgesetzt gewesen. In alten Kirchengebäuden wird bis heute die Geschichte von Christinnen und Christen in unserer Kultur repräsentiert wie nirgends sonst. Sie sind damit weithin sichtbare Garanten der Tradition.³ Kirchliche Gebäude haben oft Gemeinden, Orden, Geistliche und manchmal ganze Städte und ihre Kulturen überdauert. Das macht sie zu Sicherungsankern für die Tradition. In einem Prozess verringerter gesellschaftlicher Bedeutung und eines veränderten religiösen Wahlverhaltens begreifen die Kirchen zunehmend die Chancen, die ihnen solche Räume bieten.

Die Sehnsucht nach einem Heiligen Ort, an dem außergewöhnliche Erfahrungen von Trost und Gemeinschaft gemacht werden können und der zur Umhüllung meines gefährdeten Leibes und meiner verletzten Seele wird, diese Sehnsucht wird

in den erhabenen Räumen der großen Religionsgemeinschaften bis heute für viele Menschen gestillt. Das fordert uns als Kirche, aber auch die ganze Gesellschaft auf, diese Räume in ihrer Würde und Ausstrahlung zu erhalten – auch dann, wenn sie andere Nutzungen aufnehmen.

Fußnoten

¹ Neue Nutzung von alten Kirchen. 1. Berliner Gespräch, 16. und 17. November 1987. Veranstaltungsdokumente. Berlin 1988, Wichern-Verlag, S. 93.

² Gaston Bachelard, Poetik des Raumes, Frankfurt am Main 1987, S. 32.

³ Die Überzeugung des Raumes als eher statische Kategorie findet sich übrigens in der Philosophiegeschichte immer wieder. So sieht auch Kant den Raum als die Urform der Anschauung des Beharrlichen. „... weil der Raum allein beharrlich bestimmt, die Zeit aber, mithin alles, was im inneren Sinne ist, beständig fließt.“ Kritik der reinen Vernunft, S. 275.



BEWEGUNG IM ZENTRUM

Chancen und Möglichkeiten der Umnutzung von modernen Kirchen

Ulrich Brinkmann, Redaktion Bauwelt, Berlin

Sehr geehrte Damen und Herren, dass ich als in Berlin Lebender heute eingeladen bin, zum Thema Umnutzung von Kirchen zu Ihnen zu sprechen, ist insofern folgerichtig, als unsere schöne Hauptstadt doch ein ganz besonders drastisches Beispiel zu bieten hat für das, was geschehen kann, wenn sich demographische, finanzielle und kulturelle Rahmenbedingungen ändern.

Vor etwas mehr als sieben Jahren, am 7. Juli 2005, wurde dort, im Ortsteil Gatow am westlichen Rand der Stadt, eine Kirche abgerissen, um einem Supermarkt Platz zu machen. Es handelte sich um nichts Geringeres als um ein Bauwerk von Rudolf und Maria Schwarz – ihr einziger Sakralbau in Berlin, geplant ab 1959, errichtet 1965; Rudolf Schwarz war da schon vier Jahre tot. Die Anlage bestand aus vier quadratischen Gliedern: der Kirche selbst, der angeschlossenen Kapelle, dem Windfang und der Sakristei. Der Grundriss der Kirche war durch

ein Raster von Pfeilern nochmals in neun Quadrate unterteilt, ein umlaufender Obergaden trennte das Dach von den Wänden und erleuchtete den Innenraum mit Glasfenstern von Georg Meistermann. Mit dem Abriss kam der neue Eigentümer, der das Ensemble von der Gemeinde erworben hatte, der für den nächsten Tag angekündigten Unterschutzstellung durch das Landesamt für Denkmalpflege zuvor.

St. Raphael ist typisch für das, was in den letzten Jahren vor allem den Norden und Westen der alten Bundesrepublik beschäftigt hat – jene Regionen, die nach Krieg und Vertreibung im sogenannten Wirtschaftswunder erblühten und dank Zuwanderung und hoher Geburtenrate ein starkes Bevölkerungswachstum verzeichneten – und heute vielerorts im Strukturwandel stecken. In Berlin war die Gemeinde von Gatow mit der aus dem Nachbarort Kladow fusioniert worden, das Kirchengebäude

der Schwarzens wurde in der neuen Struktur nicht mehr benötigt. Der Supermarkt, der jetzt dort steht, scheint wie ein Sinnbild für einen gesellschaftlichen Wandel, in dem geistiger Raum immer mehr dem Prinzip des Ökonomischen unterworfen wird. Das lässt sich nicht nur an architektonischen oder urbanen Räumen festmachen – auch die sogenannte Bologna-Reform des Studiums wäre ein Ansatzpunkt, um diesen Prozess aufzuzeigen. Die Fragen, um die es heute hier geht, wurzeln nun aber im Bereich des Spirituellen und der Architektur, und darum soll es auch im Folgenden gehen.

Als mich Frau Froberg von der Initiative Baukultur Niedersachsen vor ein paar Wochen anrief und fragte, ob ich zu dieser Veranstaltung nicht einen kleinen Beitrag leisten könnte, war mir die Einladung spontan ein willkommener Anlass, um an eine Ausgabe der Bauwelt anzuknüpfen, die ich vor fast sieben Jahren zum Thema „Überflüssige Kirchen“

betreut habe. Anlass damals war die angekündigte, dem steten Schrumpfen der Gemeinden geschuldete Umstrukturierung des Bistums Essen, im Zuge derer 115 Kirchen von ihren Gemeinden aufgegeben werden sollten; 96 sind es tatsächlich geworden, die zwischen Sauer- und Münsterland einer neuen Bestimmung bedurften. Da künstlerische, städtebauliche und liturgische Qualität der Gebäude kaum eine Rolle gespielt haben bei der Neuordnung der Gemeindestruktur – ausschlaggebend waren in erster Linie die Kriterien Gemeindegröße, Lage und Erreichbarkeit – sind es vor allem die jüngeren, oft dezentral gelegenen Kirchen im Bistum, die aus der Nutzung entlassen worden sind. Gerade unter diesen aber finden sich einige architektonisch besonders anspruchsvolle – der Bauboom der 1950er und 1960er Jahre hat im Bistum Essen gleich mehrere Werke von Architekten wie Rudolf Schwarz, Dominikus Böhm und Emil Steffann geschaffen. Diese stellen, so Herbert





St. Engelbert, Essen

Fendrich, der Kunstbeauftragte des Bistums, heute die größte Problemzone des Bestands dar, da sie nicht so einfach abzureißen, aber auch nur schwierig umzunutzen seien, da mit besonderen Anforderungen und Auflagen, möglicherweise gar denkmal-pflegerischen, belastet.

Für die heutige Veranstaltung wäre nun gerade ihre Umnutzung von Interesse. Leider sind bislang erst zwei Beispiele zu zeigen, wo dies gelungen ist: die Heilige Familie in Oberhausen von Rudolf Schwarz und St. Engelbert in Essen von Dominikus Böhm. Für die Architekten unter Ihnen geben die neuen Bestimmungen freilich wenig Aufschluss über eine mögliche entwerferische Auseinandersetzung mit der Kirchenarchitektur der Nachkriegszeit, da quasi keine Eingriffe vorgenommen wurden.

TAFEL

Die Heilige Familie in Oberhausen, 1955-58 erbaut und denkmalgeschützt – die Innenansicht zeigt den Hauptraum in der Adventszeit 2005 –, dient seit September 2007 der Oberhausener Tafel, welche auch die Betriebs- und Erhaltungskosten des Bauwerks trägt. Neben der Ausgabe von gespendeten Lebensmitteln und Kleidern wurden Beratungsräume und eine Wärmestube für Obdachlose eingerichtet.

MUSIK

St. Engelbert im Südviertel von Essen wurde nach Plänen von Dominikus Böhm 1933-36 als dreischiffige Basilika erbaut und nach Kriegszerstörungen auch von ihm selbst neu geplant – mit nur einem der beiden Seitenschiffe und einer Art Schildgiebel anstelle der vormaligen Doppelturmfassade. Das Gebäude steht seit 1993 unter Denkmalschutz. Auch diese Innenaufnahme stammt aus dem Dezember 2005 sowie eine Ansicht des Chors von 2009.

Die günstige Lage sowie das umfangreiche Raumangebot – unter dem eigentlichen Kirchenraum bietet das Unterschoss großzügige Versammlungsräume – weckten schon kurz nach der Aufgabe der Kirche durch die Gemeinde privates Interesse: Ein Investor stand Gewähr bei Fuß bereit, hier ein Fitnesscenter samt Gastronomie einzubauen. Zum Glück erkannte das Kulturamt der Stadt Essen die Gelegenheit, hier der Raumnot von Philharmonie und Aalto-Theater abzuhelpen und St. Engelbert für Orchester- und Chorproben sowie kulturelle Veranstaltungen zu nutzen. Als Träger etablierte sich das ChorForum Essen als eingetragener Verein, dem im Rahmen eines Nutzungsvertrags Kirche und Grundstück überlassen wurden. Erste Planungen, die einen großen architektonischen Eingriff vorsahen – im Kirchenschiff sollte ein bis auf Höhe der Rosette ansteigender Boden eingebaut und ein Kammermusiksaal integriert werden – scheiterten an der Finanzierung: die dafür veranschlagten mindestens 10 Millionen Euro ließen sich im Kultur-etat der Stadt nicht ausmachen.

So nutzt der Verein das Gebäude weitgehend im übernommenen Zustand einschließlich der Ausstattungstücke. Mietzahlungen sieht der Vertrag nicht vor, dafür aber trägt der Nutzer sämtliche Kosten einschließlich der Substanzerhaltung – rund 1500 Euro pro Monat. Am 10. September 2011 wurde das „ChorForum Essen in St. Engelbert“ eröffnet. Eine zumindest mittelfristig sichere Perspektive für das Gebäude. Der Überlassungsvertrag hat eine Laufzeit von fünf Jahren mit Option auf weitere fünf Jahre. Chorleiter Alexander Eberle erachtet für eine langfristige Nutzung jedoch eine Stiftungskonstruktion für unabdingbar, um den Betrieb des Hauses mit seiner derzeitigen Bestimmung sicherzustellen.

KUNST

Ähnlich zurückhaltend wurde die Kirche St. Ursula in Hürth-Kalscheuren bei Köln umgenutzt. Der von Dominikus Böhms Sohn Gottfried 1954 geplante

Zentralraum wird von sechs Konchen umgeben, die ursprünglich die Sakramente Taufe, Beichte, Ehe, Krankensalbung, Priesterweihe und Kommunion räumlich darstellten und die über raumhohe, von netzartigen Sprossen gegliederte Fensterbahnen miteinander verbunden waren. Über dem Raum wölbt sich eine flache Betonschale, die auf dem Kirchenraum außenseitig vorgelagerten Pfeilern ruht. Das Gebäude, das die Forderungen des Zweiten Vatikanischen Konzils quasi vorwegnahm, wurde mitsamt seiner Ausstattung bereits 1993 unter Denkmalschutz gestellt.

Auch St. Ursula wurde – wie die „Weiteren Kirchen“ im Bistum Essen – im Jahr 2006 aufgegeben, da die Gemeinde mit zwei anderen Gemeinden fusioniert wurde. Die Aufgabe gerade dieses Bauwerks macht auf eine Veränderung aufmerksam, die für das Selbstverständnis der Katholischen Kirche und ihrer Mitglieder von Belang sein könnte: Nicht mehr moderne Gebäude wie dieses sind Ort des Gemeindelebens, sondern die neuromanischen und neugotischen Gebäude des späten 19. Jahrhunderts, deren künstlerischer Wert zumindest im Westen des Landes von meist überschaubarer Qualität ist.

Obwohl Teil des Baudenkmals, ließ die Katholische Kirche sämtliche Ausstattungsstücke entfernen. Kirche und Grundstück wurden hernach an einen Bauunternehmer verkauft, der beides weiterveräußerte. Der nächste Eigentümer ließ auf dem Grundstück die Wohnanlage „Campanile“ errichten ließ, verkaufte die Kirche selbst aber ein weiteres Mal. Ende November 2010 wurde die ehemalige Kirche St. Ursula von der Kölner Galerie Jablonka als Ausstellungsort für zeitgenössische Kunst neu eröffnet. In Einvernehmen mit Gottfried Böhm wurde die Kirche zu diesem Anlass nicht nur in „Böhm Chapel“ umbenannt, ihr Architekt stimmte auch den von der Galerie vorgenommenen Veränderungen zu, die, wie bereits erwähnt, zurückhaltend ausfielen. Altarpodest und Empore wurden ausgebaut, am Turm wurden die später hinzugefügten Schallluken entfernt, anstelle der von der Kirche nach

Elmshorn verkauften Glocken wurde ein neues Glockenspiel im Turm installiert, der Außenraum von Piet Blankaert neu gestaltet. Mit zwei Ausstellungen im Jahr, die in jeder Konche jeweils ein Kunstwerk zeigen, ist die ehemalige Kirche St. Ursula am Wochenende geöffnet.

Ebenfalls der Kunst dient künftig wohl die ehemalige Kirche St. Agnes ein Berlin-Kreuzberg. Auch hier ist ein Kölner Galerist Initiator der Neunutzung, und zwar der junge Galerist Johann König. Die St. Agnes Kirche entstand 1965-67 nach Plänen von Werner Düttmann: ein quaderförmiger Komplex aus Kirche und Gemeindehaus, Sakristei und Pfarrhaus mit einem Innenhof, das Betonrahmenwerk mit Trümmerziegeln ausgefacht und mit Spritzbeton beworfen.

Bereits seit 2004 fanden hier keine katholischen Gottesdienste mehr statt, doch wurde das Gebäude noch bis vor kurzem von einer evangelischen freikirchlichen Gemeinde genutzt, die hier als Mieter auftrat. Der bereits in Berlin präsente Galerist hat das inzwischen denkmalgeschützte Gebäude nun für 99 Jahre gepachtet und plant ein Ausstellungszentrum für junge Kunst im Kirchensaal. Dafür soll eine Art Tisch in den Raum hineingestellt werden, der oben Platz für Ausstellung, unten für ein Schaulager schafft. Analog zur additiven Ausstattung der Kirche durch Düttmann soll dieser Eingriff Abstand zum Kirchengebäude lassen und als eine Möblierung des Raums lesbar sein. Die Höhe dieser Zwischenebene reicht bis zur Oberkante der Brüstung der Orgelempore und orientiert den Blick um: von der Wahrnehmung der Vertikalen in die Horizontale. Die übrigen Räume des Ensembles sollen als Kindergarten, Ateliers, für Veranstaltungen und schließlich als Wohnungen genutzt werden. Anfang nächsten Jahres soll der Umbau durch das Architekturbüro Brandlhuber+Emde, Schneider abgeschlossen sein.

BEHINDERTENWOHNHEIM

Auch bei der Umnutzung der ehemaligen katholischen Kirche Heilige Dreifaltigkeit in Essen-Eiberg waren Eingriffe in die Architektur nötig. Mit der Umnutzung zum Wohnheim für 24 geistig Behinderte durch das Franz-Sales-Haus (eine große katholische Einrichtung der Behindertenhilfe in Essen) wurde die nach Plänen des Architekten Ludger Kösters erbaute und 1958 geweihte Kirche stark überformt, wobei die Baukosten mit rund 1400 Euro pro Quadratmeter Nutzfläche durchaus konkurrenzfähig erscheinen gegenüber einem Neubau. Die fast dörflich-ländliche Lage im äußersten Osten des Essener Stadtgebiets könnte eine Integration der Behinderten erleichtern, umgekehrt soll die ehemalige Kirche in dieser fast reinen Wohngegend auch weiterhin ein Treffpunkt sein für die Nachbarschaft – also eine Art gegenseitiger Inklusion praktiziert werden.

Der Einbau zweier Obergeschosse mit je 780 Quadratmeter Nutzfläche für insgesamt 24 Wohnungen sowie einiger halböffentlicher Bereiche im Erdgeschoss erfolgte nach dem Haus-im-Haus-Prinzip, bei dem eine große, leere Hülle als eine Art Gefäß dient für eine, üblicherweise mit etwas Abstand hineingebaute Zweitarhitektur – Oswald Matthias Ungers hatte das seinerzeit beim Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt am Main beispielhaft vorexerziert.

FAMILIENZENTRUM

Ebenfalls noch im Bau: Die von dem Düsseldorfer Architekturbüro Petzinka und Pink durchgeführte Umnutzung der ehemaligen katholischen Christ-König-Kirche in Düsseldorf-Oberkassel. Die 1930 geweihte Kirche entstand als langgestreckter Stahlbau nach Plänen des Architekten Franz Schneider. Nach nur geringen Schäden im Zweiten Weltkrieg wurde sie ab 1960 nach und nach um Pfarrhaus und Pfarrsaal, Jugendheim und Kindergarten, Sakramenthaus und Campanile ergänzt. Seit 1987

steht das Gebäude mitsamt seiner Ausstattung unter Denkmalschutz. Bereits im Jahr 2000 wurde ihre Gemeinde aufgelöst, bis 2008 die Kirche dann von der ukrainisch-unierten Gemeinde genutzt, bis sie im Januar 2010, stark sanierungsbedürftig, profaniert und nachfolgend verkauft wurde. Sie war die vierte Kirche im Düsseldorfer Stadtgebiet, die in den letzten 15 Jahren aufgegeben wurde. Nächstes Jahr soll hier auf vier Ebenen das Familienzentrum Oberkassel samt einem sechszügigen Kindergarten eröffnen – nach durchaus spürbaren Eingriffen in die Bausubstanz, die die Frage aufwerfen, wie die architektonische Ambition, mit der die neue, eher alltägliche Nutzung hier integriert wird, und die Erhabenheit des historischen Sakralbaus zusammenpassen.

Sichtbarstes Zeichen der neuen Nutzung ist die dann komplett verglaste Südwestfassade, die die historischen Buntglasfenster an ihrer ursprünglichen Position integriert. Wie ein Sockel wird dem Gebäude auf dieser Seite ein eingeschossiger Baukörper vorgelagert, der von Giebelwand zu Giebelwand reicht und die bisherigen Anbauten ersetzt. Im Inneren sollen der Triumphbogen am Chor, die Konchen und die farbige Decke erhalten bleiben. Die Farbfassung des Familienzentrums wird sich an der ursprünglichen Farbigkeit orientieren.

GRABESKIRCHE

Als letztes Beispiel nun doch noch ein historistisches Kirchengebäude, die katholische Liebfrauenkirche in Dortmund. Als Ort für (christliche) Urnenbestattungen bleibt sie nicht nur als sakraler Raum erhalten, sondern als ein Baudenkmal, dass mit seinem backsteinernen Turmhelm die Silhouette der Stadt seit 130 Jahren prägt. Und dank des im letzten Jahr abgeschlossenen Umbaus ist das Kirchengebäude für Architekturinteressierte nicht nur als Dokument des Historismus und Werk eines österreichisch-katholischen Architekten von schwäbisch-protestantischer Herkunft besuchenswert, sondern auch als herausragende Architektur der Gegenwart.

Herausragend – das Adjektiv ist nicht zu hoch gegriffen, denn Architekt Volker Staab hat mit seinem Team eine ganz neue Vorstellung davon entwickelt, wie sich die dem christlichen Ritus eigentlich fremde Urnenbestattung räumlich so vollziehen lässt, dass sie sich anreichert mit Assoziationen an die Erdbestattung und sich dabei in den Raum einpasst – ein Ansatz, der im Wettbewerb zu Recht mit einem von zwei vergebenen ersten Preisen bedacht worden ist (der andere ging an die Künstler Lutzenberger & Lutzenberger, die die Prinzipalstücke im Chor gestalten durften). Die übliche vertikal organisierte Unterbringung der Urnen spielt in der Grabeskirche also eine untergeordnete Rolle; sie findet sich nur in der Mitte des südlichen Seitenschiffs, wo eine Art „Apothekerschrank“ Urnen mit der Asche von Obdachlosen aufnimmt, und in der im Turm gelegenen Josefskapelle, wo ein Gemeinschaftsgrabfeld geschaffen worden ist. Haupt- und Seitenschiffe hingegen werden von einem flachen Arrangement dunkler, blockhaft wirkender Körper aus Baubronze eingenommen, die, wenn man sich zwischen ihnen bewegt, an das Gräberfeld eines Friedhofs denken lassen. Mit diesem Eindruck korrespondiert auch, dass die Urnen von oben in diese Grabblöcke eingelassen werden und nicht von der Seite wie bei konventionellen Urnenwänden. Und ebenso korrespondieren damit die bronzenen Grabplatten, welche auf den bestatteten Urnenkammern liegen, und die ihnen mit einem Stecksystem zur Seite gestellten Blumenvasen und Kerzenständer. Letztere werden von der Grabeskirchenverwaltung gestellt, bei den Grabplatten aber haben die Hinterbliebenen die freie Wahl – vorgegeben sind nur Typographie und Schriftgröße. Willkommen dürften auch die Sitzbänke sein, die die Architekten in die Bronzeblöcke integriert haben und die zur ruhigen Zwiesprache mit den Toten einladen. Der Anblick der in den Grabfeldern sitzenden Angehörigen wiederum verbindet sich mit der Erinnerung an die frühere Nutzung der Kirche, als sich außerhalb der Messen vereinzelte Gläubige in dem großen Raum verteilten – heute wie damals sind es vor allem alte Frauen. Gerade ihnen dürfte der Bestattungsort

Liebfrauenkirche ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit geben, das sich auf einem Friedhof nicht immer einstellen mag.

Gegenüber einem Friedhof bietet die Grabeskirche aber auch zwei architekturbedingte Vorzüge: Pfeiler und Fenster. Beide prägen die Qualität dieser Nutzung maßgeblich. So ordnen sich die Bronzeblöcke um die acht Pfeiler des Langhauses und schaffen auf diese Weise kleinere Räume im Kirchenschiff, die das Auffinden einer Grabstätte erleichtern. Jeder Pfeiler ist einem für die Stadt Dortmund oder für das Erzbistum Paderborn wichtigen Namenspatron gewidmet; man sucht das Grab seines verstorbenen Angehörigen oder Freundes also nicht im Feld „1-Süd“ oder „3-Nord“, sondern bei „Liberius“ oder „Bruder Jordan“. Die häufig mit der Urnenbestattung in Verbindung gebrachte Anonymität wird dadurch gemildert, der Verstorbene nochmals einem besonderen Schutz unterstellt, was das Gefühl von Schmerz und Ohnmacht bei gläubigen Angehörigen vielleicht lindert, jedenfalls aber eine Art von Gemeinschaft stiften kann, die ins Leben der Angehörigen hinein wirkt. Trost spendet nicht zuletzt das Licht, das die farbige Verglasung vor allem des südlichen Seitenschiffs in die Grabeskirche bringt: An dem Frühsommertag, an dem ich die Grabeskirche besucht habe, zauberte die Sonne abstrakte Farbflächen auf die dunklen Grabquader, die es so mit jeder Blumenwiese aufnehmen konnten und an das Licht unter sommerlichen Laubbäumen denken ließen – mit dem Unterschied, dass das bunte Fensterglas auch die Wintersonne färbt.

Acht Beispiele, die die gegenwärtige Lage im Umgang mit aufgegebenen Kirchengebäuden in Deutschland umreißen, auch wenn alle acht katholische Kirchen waren und – bis auf die beiden Berliner Fälle – allesamt im Westen Deutschlands liegen. Sie zeigen, dass in kulturell lebendigen Großstadregionen kulturelle, künstlerische Weiternutzungen auch durch private Bauherren möglich und mit dem Charakter der Gebäude vereinbar sind. Sie zeigen andererseits, dass in wirtschaftlich schwachen

Großstadregionen soziale, dem gesellschaftlichen Auftrag der Kirchen nahestehende Folgenutzungen für die Kirchen gefunden werden können. Und das zuerst gezeigte Beispiel in Berlin-Gatow zeigt, dass für peripher gelegene, dünn besiedelte und zugleich von Abwanderung wie Alterung betroffene Orte die beiden eben genannten Nachnutzungen eher unwahrscheinlich sind. Muss deshalb aber eine aufgegebene Kirche umgehend abgerissen werden, nur damit ein Supermarktypenbau entsteht? Oder wäre es nicht den Versuch wert, das Gebäude zu verschließen und erst einmal abzuwarten, bis sich vielleicht doch noch eine Nutzungsperspektive öffnet?

ZEIT NEHMEN UND HOFFNUNG LASSEN

Gestatten Sie mir an dieser Stelle und zum Abschluss ein persönliches Abschweifen, das allerdings nicht allzu weit weg führt von dem Thema. Und zwar möchte ich einen Blick auf meine Geburtsstadt, Paderborn, werfen, auf die Kirche, in der ich getauft worden bin – die evangelische Abdinghofkirche (ja, in Paderborn gab es auch vor vierzig Jahren schon ein paar aufrechte Lutheraner, wenn auch nicht sehr viele).

Unter Bischof Meinwerk gebaut und im Jahr 1031 geweiht, war die Kirche fast 800 Jahre lang Teil des Benediktinerklosters am Abdinghof. Sie war der zweite Kirchenbau an dieser Stelle, nachdem ihr Vorgänger mitsamt den übrigen Klostergebäuden beim großen Stadtbrand 31 Jahre zuvor zerstört worden war. Mit dem Einzug preußischer Truppen in Paderborn im Jahr 1802 kündigte sich das nahe Ende dieser Kontinuität an. Ein Jahr später wurde das Kloster säkularisiert und als Kaserne des preußischen Heeres konfisziert. Die Kirche dient fortan als Futtermagazin und Pferdestall, schließlich nur noch als Steinbruch.

1866 ging das ruinöse Gebäude in das Eigentum der kleinen protestantischen Gemeinde der Stadt über, und diese beschloss, die Abdinghofkirche

wieder aufzubauen. Am 25. April 1871, 68 Jahre nach der Säkularisation, wurde die Kirche wieder geweiht. Heute ist sie die Hauptkirche der evangelischen Christen in Paderborn, die in den letzten Jahrzehnten einige neue Gemeindezentren in den neu entstandenen Stadtteilen errichtet haben.

68 Jahre also überdauerte die Abdinghofkirche ohne eine kirchliche Nutzung – ein Zeitraum, in dem wir uns heute offenbar nicht mehr zu denken getrauen, angesichts der Diskussionen und das Agieren um weitere und überflüssige Kirchen landauf, landab. Den Mut zum langen Atem, den unsere Vorväter noch kannten, wünsche ich mir auch für unsere Zeit und Zukunft, um einen gelasseneren Umgang auch mit den Kirchbauten der Nachkriegszeit zu üben. Versuchen wir, das Beste aus dem Schatz zu machen, der mit den Kirchen auf uns gekommen ist. Denn, so Maria Schwarz, Gattin von Rudolf Schwarz, in einem Interview nach dem Abriss von St. Raphael: „Abriss ist Mord. Abriss ist das Schlimmste. Weil ich ein Mensch der Hoffnung bin.“ Lassen wir der Hoffnung Räume.



IM GESPRÄCH MIT

ULRICH BRINKMANN, BAUWELT REDAKTION, BERLIN

Fachjournalist

Herr Brinkmann, die Bauwelt hat im Juni 2012 ein Themenheft mit dem Titel „Die Nischen Gottes“ herausgegeben, das sich mit der Umnutzung von Kirchen beschäftigt. Wie sind Sie auf das Thema aufmerksam geworden? Was hat ihr Interesse geweckt?

Ulrich Brinkmann: In Berlin ist eine größere Öffentlichkeit vor sieben Jahren auf dieses Thema aufmerksam geworden, als in Berlin-Gatow die St. Raphael-Kirche von Rudolf Schwarz abgerissen wurde. Bis dahin hatte uns das Thema als Redaktion eigentlich wenig berührt oder nicht erreicht. Aber damit wurde wirklich ein ganz starkes Signal

gesetzt: Achtung! Hier passiert etwas in der Gesellschaft! In der Kirche gibt es Entwicklungen, die unmittelbar städtebaulichen und architektonischen Hintergrund berühren, der für uns als Architektur-fachzeitschrift interessant ist. Ob uns das auch als Angehörige einer Gemeinde betrifft, ist ja noch etwas anderes. Wir haben dann 2006 ein Heft gemacht zu dem Thema. Damals war im Erzbistum Essen die Umstrukturierung in vollem Gange und eine Liste kursierte von 115 Kirchen, die im Erzbistum Essen aus der Nutzung fallen und aufgegeben werden sollten. Da stellte sich für uns die Frage: Ruhrgebiet, das ist vor allem Nachkriegsarchitektur – zumal eben grade auch dieser

Bestand aus der Nachkriegszeit dort von dieser Umstrukturierung betroffen war – was gibt es da für Bauten, die erhalten bleiben müssen aus architektonischen Aspekten, die aber auch aus kirchengeschichtlichen Gründen interessant sind? Und was kann man damit machen? Seitdem sind wir eigentlich an diesem Thema dran. Und das Heft vom Sommer, das sie jetzt angesprochen haben, ist wieder in dieser Reihe erschienen. Als Redaktion versuchen wir Projekte zusammenzustellen, die aktuell eine gewisse Problematik deutlich machen oder eine Tendenz aufzeigen.

Hier passiert etwas in der Gesellschaft! In der Kirche gibt es Entwicklungen, die unmittelbar städtebaulichen und architektonischen Hintergrund berühren, der für uns als Architekturzeitschrift interessant ist.

Sie haben in Ihrem Vortrag verschiedene Beispiele von Werner Düttmann, Rudolf Schwarz, Domenikus und Gottfried Böhm gezeigt, also Bauten der Nachkriegszeit, der 1950er und 1960er, zum Teil noch 1970er Jahre. Ist dies ein noch nicht ausreichend gewürdigter und

beachteter Bestand, um den sich alle Beteiligten – Denkmalpflege, Städte, Nutzer, vielleicht auch Hochschulen – mehr kümmern müssten?

UB: Ja, über die Kirchen hinaus kann man das, glaube ich, generell sagen. Gebäude, die um 1960 und später errichtet worden sind, stehen im Moment in der öffentlichen Wahrnehmung unterhalb ihrer Möglichkeiten da. Die 1950er Jahre sind inzwischen, wenn auch nicht durchweg geschützt, aber doch anerkannt als eine Epoche, die architektonisch und städtebaulich für Deutschland nach den Kriegszerstörungen von besonderem Interesse oder von besonderer Bedeutung gewesen ist und die Vieles hinterlassen hat, was bleiben muss. In den 1960er und 1970er Jahren sieht das noch anders aus. Es geht da nicht nur um Kirchen, sondern auch um andere Gebäude, die zur Disposition stehen, die jetzt nach 40-45 Jahren in Nutzung häufig erste größere Sanierungen erforderlich machen und wo sich plötzlich die Frage nach der Substanz an sich stellt: „Brauchen wir das überhaupt noch?“. Ich glaube, dass diese Bauten der Nachkriegsmoderne, speziell der 1960er Jahre, für viele Menschen noch nicht in dem Maße in ihrer sakralen Dimension verstanden werden. Da bräuchte es eine gewisse Vermittlungsarbeit, die diese Architektur – nicht nur die Kirchenarchitektur, sondern auch die profane Architektur der Zeit – in ihren Qualitäten darstellt. Das soll ja nicht heißen, dass man da nicht rangehen kann und dass alles stehen bleiben muss. Aber wenigstens sollte man anders darüber diskutieren als nur im Bereich der Polemik, nach dem Motto: Das sind hässliche Betonklötze, die wollen wir nicht, die sind scheußlich und die wollen wir abreißen. Man sollte wenigstens, wenn man so etwas abreißt – und zu dem Schritt kann oder muss man sich vielleicht in letzter Konsequenz entschließen – Abschied nehmen von etwas, dem man vorher eine gewisse Würde zugestanden hat und das man auch in seiner Qualität begriffen hat. Es wäre mir als Redakteur einer Architekturfachzeitschrift jedenfalls ein Anliegen, an so einem Prozess der Wahrnehmung und Aufklärung mitzuwirken.

Also es geht nicht nur um ein reines Denkmalschutzproblem aus ihrer Sicht, sondern um das Problem, dass bisher wenig Wertschätzung in der Bevölkerung für diese Epoche existiert. So fasst man solche Kirchen ins Auge, wo weniger Widerstand zu erwarten ist?

UB: Da kann man von ausgehen. Und der Denkmalschutz kann ja nur wirklich seiner Aufgabe nachkommen, wenn er auch einen Rückhalt in der Bevölkerung hat. Es bringt auch nichts, den Menschen ein Gebäude aufzuzwingen. Wenn es dauerhaft keine Akzeptanz dafür gibt, dann haben die Gebäude vielleicht tatsächlich ein Problem.

Man möge doch bitte vorher eine Diskussion führen, die den Gebäuden gerecht wird.

Aber wie gesagt, mir ist es wichtig als Journalist auf ihre Qualitäten hinzuweisen und zu sagen: Die haben vielleicht ein Problem, aber sie haben auch Qualitäten und sie bieten Möglichkeiten, die andere Gebäude – vielleicht jetzt im Bezug auf die Kirchen des Historismus – uns nicht bieten, sowohl für eine kirchliche Nutzung in liturgischer Hinsicht, als auch möglicherweise für eine Zeit nach der Profanierung. Da kann man was mit machen, wenn man möchte. Und wenn man die Gebäude in ihrer Qualität erkennt und sie trotzdem abreißt, um da einen Supermarkt hin zu setzen dann ist das halt so. Aber man möge doch bitte vorher eine Diskussion führen, die den Gebäuden gerecht wird.

Aktuell ist das Beispiel der Kolumbariums-kirche in Osnabrück ein viel publiziertes und hoch gelobtes Beispiel für eine gelungene Umnutzung – vor zwei Tagen erst mit einer Nominierung für den Niedersächsischen Staatspreis 2012 gewürdigt. Gibt es weitere Beispiele in unserem Bundesland, die Sie für gelungen halten und die ein Vorbild sein könnten?

UB: Ich muss gestehen, ich kenne nicht so viele Beispiele von Kirchenumnutzung in Niedersachsen. Nordrhein-Westfalen ist mir da ein bisschen vertrauter, auch herkunftsbedingt. Das einzige Beispiel, was ich auch aus eigener Anschauung kenne, ist das Aegidiencafé in Hannoversch Münden, das ich in Bereichen, grade was die Nutzung des Altars betrifft, auch für problematisch halte.

Wo liegen für Sie Grenzen? Welche Nutzungen wären für Sie nicht diskutabel?

UB: Das kann ich persönlich schwer beantworten, muss ich sagen. Mein Glaube ist jetzt vielleicht nicht so gefestigt, dass ich so ganz enge Grenzen setzen würde. Wenn es gelingt, mit einer vielleicht auch der Würde des Ortes unangemessenen Nutzung eine wertvolle Architektur zu erhalten, dann würde ich sagen, das nehme ich in Kauf. Sollen sie darin meinetwegen Autoreifen wechseln, Hauptsache das Gebäude bleibt. Vielleicht kommen wieder andere Zeiten, die sich einer angemessenen Nutzung wieder zuwenden und eine andere Idee dafür entwickeln. Dann steht das Gebäude wenigstens noch da. Es ist immer noch besser als es jetzt abzureißen, weil wir zu ideenlos sind, zu fantasielos oder uns nicht trauen, über eine Grenze hinweg zu springen, die wir vielleicht als Gläubige empfinden.

Sollen sie darin meinetwegen Autoreifen wechseln. Hauptsache das Gebäude bleibt. (...) Es ist immer noch besser als es jetzt abzureißen, weil wir zu ideenlos sind, zu fantasielos oder uns nicht trauen, über eine Grenze hinweg zu springen, die wir vielleicht als Gläubige empfinden.

Alles, was nicht endgültig ist, das lässt Möglichkeiten. Und es wäre mir wichtig, dass möglichst viele Möglichkeiten offen bleiben. Wenn es auch um den Preis einer im Moment inadäquaten, nicht angemessenen Nutzung ist. Das zeigt aber immerhin, und das finde ich wichtig, dass bei solch einer Umnutzung zur Diskothek oder zur Autowerkstatt, zur Sporthalle, zum Fitnesscenter oder zur Gastwirtschaft, es doch offenbar in der Gesellschaft noch nicht so weit ist, dass so etwas ganz klaglos und ohne öffentlichen Widerstand geschieht. Das weist doch immer noch auf eine bestimmte Wertedimension hin, auf eine bestimmte Orientierung jenseits der unmittelbaren alltäglichen Bedürfnisse. Ich finde wichtig, dass solche Diskussionen geführt werden, auch wenn man jetzt sagt: Das geht

nicht! Um Gottes Willen, was machen die da am Altar? Die sitzen da und trinken Wein oder Kaffee. Das geht doch nicht! Es ist wichtig, dass solche Empfindungen lebendig sind.

Welche Rolle haben die Kommunen, die in diesem Fall ja weder als Eigentümer tätig werden müssen, noch auf unterer Ebene der Denkmalpflege für die Kirchenbauten zuständig sind?

UB: Das ist eine schwierige Frage! Ich denke, das hängt sehr stark von dem Quartier ab, in dem die jeweilige Kirche, die zur Disposition steht, gelegen ist. Wenn wir jetzt über den Bestand der Nachkriegszeit sprechen, sind diese Kirchen sehr häufig in Stadterweiterungsgebieten entstanden, in den Trabantenstädten, den Großsiedlungen, also oftmals reinen Wohngebieten. Über den Umgang mit Kirchen hinaus stellt sich hier generell die Frage nach der Zukunftsfähigkeit der Quartiere. Wenn man zurück blickt in der Geschichte des Kirchenbaus, dann sind Kirchen häufig an Orten entstanden, die bereits eine spirituelle Tradition hatten, wo irgendwas geschehen ist. Es sind Orte, die sich mit menschlichen Erlebnissen verbinden. In den Stadtgebieten der Nachkriegszeit fehlt das häufig. Da wurde irgendwo im Bebauungsplan festgelegt: „Hier wohnen jetzt 3.000 Menschen. Für diese Menschen werden Wohnungen gebaut und 3.000 Menschen brauchen auch eine Kirche. Wo noch Platz ist, da kommt sie hin, neben das Einkaufszentrum und neben den zentralen Parkplatz und die Schule. Das waren jetzt natürlich Orte, die keine Bindung an eine spirituelle Tradition haben, sondern eigentlich genauso instanthaft entstanden sind, wie diese Wohngebiete insgesamt, die oft nicht einmal den topografischen Gegebenheiten folgen, sondern mehr oder weniger am Reißbrett entworfen sind. Und wenn man jetzt in einer Situation ist, wo es generell eine Tendenz der Schrumpfung und der Alterung gibt, stellt sich natürlich schnell die Frage, was mit diesen Beständen aus den 1950er und 1960er Jahren passiert. Und damit verbindet sich dann natürlich die Frage nach der Zukunft der Kirchen, die da stehen. Als

Stadt muss man sich aufschwingen, eine Idee, ein Konzept oder eine Vorstellung davon zu entwickeln, wie die Stadt in dreißig Jahren, nachdem sie vielleicht von 25.000 auf 15.000 Einwohner geschrumpft ist, aussehen soll. Was soll dann noch da sein und wovon müssen wir uns verabschieden? Was kann ich auf Dauer behalten? Das ist aber von Stadt zu Stadt verschieden. In prosperierenden oder stabilen Städten sieht das natürlich anders aus als in schrumpfenden Regionen.

Es macht ja auch Freude, denke ich, sich für solche Sachen einzusetzen und teilzuhaben, an solchen Veränderungsprozessen.

Und was wäre Ihr genereller Rat an alle baukulturell Interessierten? „Kümmert euch!“ oder „Ruhe bewahren! Wartet erst einmal ab!“

UB: „Ihr müsst weitermachen!“, würde ich eigentlich niemandem zurufen wollen, weil „müssen“ immer mit einem Zwang verbunden ist. Es macht ja auch Freude, denke ich, sich für solche Sachen einzusetzen und teilzuhaben an Veränderungsprozessen. Wenn man es schafft, möglichst viele Menschen daran teilhaben zu lassen, dann stiftet man, glaube ich, gesellschaftlich größere Zufriedenheit, als wenn nur „im stillen Kämmerlein“ entschieden wird. Die Proteste, die wir in den letzten Jahren gegen bestimmte Planungsprojekte erlebt haben, die teilweise schon im Bau waren, machen auch deutlich, dass nach 65 Jahren Demokratie ein bürgerschaftliches Bewusstsein wach ist, was beteiligt werden möchte. Bei den Prozessen, über die wir hier reden – Schrumpfung, Säkula-

risierung, Abrisse, Denkmalpflege, Umgang mit Bestand der letzten sechzig Jahre – ist es essentiell notwendig, dass möglichst breite Teile der Bevölkerung beteiligt sind und das Gefühl haben, gehört zu werden. Von daher kann ich Ihnen als Initiative natürlich wünschen, dass es weitergeht, auch über den nächsten Sommer hinaus.

Interview: Nicole Froberg
Netzwerk Baukultur Niedersachsen





RÜCKZUG DER KIRCHE(N)

Auswirkungen auf den Stadtraum

Prof. Dr. Barbara Zibell, Hendrik Bloem, Leibniz Universität Hannover

Der „Rückzug der Kirche(n)“ wird in diesem Beitrag auf seine Grundlagen und Rahmenbedingungen hin untersucht und in seinen Konsequenzen für die Institution Kirche, für die Stadtgesellschaft und den Stadtraum ausgeleuchtet. Dabei soll die Frage, ob Kirchen nicht mehr gebraucht werden oder wozu Kirchen überhaupt noch nützlich sind, die zentrale Leitfrage sein. Im Weiteren wird die Umnutzung von Kirchen als Architekturaufgabe am Beispiel der Lehre an der Architekturfakultät der Leibniz Universität Hannover dargestellt und abschließend als Chance für Stadtraum und Stadtgesellschaft reflektiert.

Rückzug der Kirche(n) – was heißt das?

In Deutschland gehören 25 Millionen Menschen den beiden großen christlichen Kirchen an. Beide Institutionen – römisch-katholische wie evan-

gelische Kirche – unterhalten zusammen derzeit etwa 44.000 Kirchengebäude¹. Der Unterhalt des Bestandes macht – neben den Personalkosten, die rund ein Drittel der Gesamtausgaben der Kirchen betragen – mit bis zu zwanzig Prozent des Jahreshaushaltes den größten Teil der Ausgaben aus. Den Hauptanteil bilden hier wiederum die im Zeitalter steigender Energiekosten wachsenden Ausgaben für Heizung und für Gebäudeversicherungen. Unterhalts- und Erneuerungskosten übersteigen zunehmend die finanziellen Möglichkeiten der kirchlichen Institutionen.

Der sich gleichzeitig nicht nur aus Gründen der Säkularisierung, sondern auch aufgrund des demographischen Wandels vollziehende Mitgliederschwund verstärkt diese Problematik. Die Kirchensteuern, die heute mit 70 bis 90 Prozent bzw. etwa acht Milliarden Euro² die bedeutendste Einnahmequelle der beiden großen christlichen Kirchen in

Deutschland bilden, sind zwar seit einigen Jahren auf niedrigem Niveau konstant. Jedoch ist hier aufgrund aktueller Prognosen künftig ein erhebliches Defizit zu erwarten. Dazu kommt der wachsende Anteil an nicht zahlenden Kirchenmitgliedern, d.h. Ruheständlern und -ständlerinnen sowie Geringverdienenden (zurzeit etwa zwei Drittel aller Mitglieder), der durch Alterung und Prekarisierung begünstigt wird.

Auch wenn viele Menschen noch Mitglieder der traditionellen Religionsgemeinschaft ihrer Eltern und Großeltern bleiben, sinkt die Nutzung der kirchlichen Angebote im Zuge der allgemeinen Säkularisierung immer mehr ab. Ein regelmäßiger Kirchgang ist durchschnittlich bei weniger als 5% der Mitglieder der evangelischen Kirche und 15% der katholischen Kirche zu verzeichnen³. Des Weiteren ist die Nachfrage nach der Ausbildung Geistlicher rückläufig. Begleitet wird dieser Trend

durch eine Verringerung der Studierendenzahlen an den theologischen Fakultäten in Deutschland um nahezu fünfzig Prozent. Um angesichts dieser Entwicklung die gemeindliche Arbeit noch aufrecht erhalten zu können, wird es notwendig, die immer kleiner werdenden Kirchengemeinden zu größeren räumlichen Einheiten zusammenzufassen. Infolge dieses mittlerweile in ganz Deutschland üblichen Vorgehens, fallen immer mehr Kirchengebäude leer. Dabei verringern sich die Unterhaltskosten aber nicht, solange es nicht zu einer wirtschaftlich einträglichen Weiter- oder Umnutzung bzw. zum Verkauf der Gebäude kommt.

Die strukturellen Rahmenbedingungen weisen insgesamt also eine zunehmend negative Tendenz auf: Die Kirchen können ihre Gebäude kaum noch unterhalten. Etwa ein Drittel der Kirchengebäude in Deutschland steht daher – und das schon seit einiger Zeit – zur Disposition.

Rückzug der Kirche(n) – was bedeutet das?

Der Rückzug der Kirche(n) ist nicht nur ein bauliches und wirtschaftliches, sondern vor allem ein soziales und gesellschaftliches Phänomen. Die anhaltende Säkularisierung führt zur Ausgrenzung der Kirche(n) und ihrer Angebote aus dem alltäglichen Leben der Menschen, die für Rituale wie Taufe, Hochzeit und Beerdigung gleichwohl noch in Anspruch genommen werden. Mehr und mehr übernehmen jedoch außerkirchliche Institutionen diese Leistungen. Die Kirche wird von innen her zwar ausgehöhlt, einige ihrer Leistungen, vor allem die, die mit Geburt und Tod zusammenhängen, aber auch jene, die die Alltagsbewältigung oder das soziale Zusammenleben betreffen, stehen als Nachfrage weiterhin im Raum. Es werden zum Teil neue Ersatzangebote und Anbieter bzw. Anbieterinnen gesucht. Daneben lässt sich feststellen, dass die Nachfrage nach so genannten „Wellnesstempeln und -oasen“, die architektonisch besonders gestaltet sind, vielfältige Angebote im Bereich Entspannung und Stressabbau bieten und mit Massagen und Wohlfühlbädern auch quasi spirituelle Erfahrungen hervorzurufen geeignet sind, immer mehr zunimmt. Dies kann auch als sublimierte Form einer gewandelten Religiosität interpretiert werden.

Bedeutung des Rückzugs für die Institution Kirche

Die Bedeutung der Institution Kirche schwindet, nicht zuletzt als zweitgrößte Arbeitgeberin nach dem öffentlichen Dienst – auch wenn sie für ihre Mitglieder und Trägerschaften nach wie vor wichtig ist. Daneben nimmt das Bedürfnis nach Innehalten und Zur-Ruhe-Kommen, nach Entschleunigung durch Rückzug und Spiritualität, auch angesichts der zunehmenden Anforderungen einer beschleunigten Welt, wieder deutlich zu. So lässt sich allen Säkularisierungstendenzen zum Trotz gegenwärtig auch ein Trend hin zu einer neuen Religiosität ausmachen. Auch wenn es sich hierbei verstärkt um individualisierte Formen handelt, die

auf die Institution Kirche weitgehend verzichten, wird das Bauwerk Kirche häufig noch aufgesucht und geschätzt – für den Genuss von Konzerten in erhebender Atmosphäre, für den Rückzug aus Lärm und Stress konsumorientierter Innenstädte oder für den touristischen Besuch historischer bzw. denkmalwerter, großartiger Bauten der Weltarchitektur. Der Wunsch nach Kontemplation und spiritueller Erfahrung entspricht ganz offensichtlich einem originären menschlichen Bedürfnis, das sich auch in einer säkularisierten Gesellschaft seinen Raum sucht. Kirchen übernehmen als Bauwerke und als Orte kollektiver Erfahrung, für die Rückbesinnung auf sich selbst und für die Verbindung mit der Gemeinschaft, eine wichtige Reflexions- und Erinnerungsfunktion.

Dem Erleben und der Präsenz von Gemeinschaft, über die nachbarschaftliche Einbettung und die politisch-administrative Verbindung hinaus, kommt offenbar nach wie vor eine wichtige Bedeutung im menschlichen Bedürfniskanon zu. Sofern Kirche sich auf diesen Wandel einlässt und den sublimierten Bedürfnissen einer säkularisierten Gesellschaft mit neuen Angeboten entgegen kommt, das heißt sich öffnet für andere Nutzungsformen und Milieus, hat sie als Institution eine Überlebenschance. Sie bietet Stadt und Gesellschaft gleichzeitig ein wichtiges Forum für Selbstbesinnung und kritische Reflexion, kollektives Erinnern und gemeinsames Verändern. Die Entfaltung eines kollektiven Bewusstseins, wie es der Kulturtheoretiker Ken Wilber beschreibt, kann durch eine offene Kirche, die sich als Austragungsort über Werte und (neue) Formen des Zusammenlebens versteht, generiert und kultiviert werden.

Bei der Umnutzung oder Veräußerung von Kirchen ist daher mit besonderer Behutsamkeit vorzugehen, um diese wichtigen sozialen und kulturellen Funktionen für die Gesellschaft und ihre Individuen nicht zu eliminieren. Ein solcher Verlust würde der Aushöhlung von Kultur und Gesellschaft gleichkommen und nicht nur Verarmung, sondern vor allem auch Erosion, Zerfall bedeuten.

Bedeutung des Rückzugs für die Stadtgesellschaft

Auch wenn die Stadtgesellschaft heute scheinbar auf Kirche und Kirchen verzichten kann, sind und bleiben diese doch wichtige Botschafterinnen von Tradition und Kultur, Selbstbewusstsein und Zusammengehörigkeit. Sie sind Ausdruck von Sehnsucht nach Sinn und Mehrwert, über materielle und physische Notwendigkeiten hinaus, und werden als solche offenbar immer noch wahrgenommen und wertgeschätzt. Der vielfach beschworene Bedeutungsverlust der Kirchen könnte bei genauerem Hinsehen auch einfach als ein Bedeutungswandel verstanden werden, der als neue Herausforderung zu bewältigen ist und durchaus Chancen bietet für die kulturelle Entfaltung der Gesellschaft.

Wir leben in einer Zeit, in der infolge der Zuwanderung, vor allem aus der Türkei sowie aus dem ost- und südosteuropäischen Raum die Anzahl und der Anteil anderer, insbesondere islamischer Glaubensgemeinschaften, aber auch jüdischer Gemeinden, deutlich zunimmt. Die Kirche steht damit einerseits in Konkurrenz zu anderen Glaubensgemeinschaften, und es stellt sich die Herausforderung, die christlich geprägte Tradition des Landes zu bewahren. Andererseits können diese Entwicklungen auch als Chance gesehen werden, das Bewusstsein für den Dreiklang abendländischer Entwicklungslinien zu fördern und Auseinandersetzungen über Werte und Normen der Gesellschaft – nicht zuletzt auch im Geiste europäischer Integration – Raum zu bieten, mit dem Ergebnis einer selbstverständlichen Präsenz von Kirchen, Synagogen und Moscheen im Stadtraum. Sie sind Ausdruck einer toleranten und der gemeinsamen Geschichte verbundenen Stadtgesellschaft und gleichzeitig Beitrag zur Bereicherung der europäischen Städte.

In diesem Sinne könnte eine weitere Aufgabe der Institution Kirche im gesellschaftlichen Wandel darin liegen, den interreligiösen Dialog aktiv zu pflegen und im Sinne der Entfaltung des Gemeinwesens zu kultivieren.

Bedeutung des Rückzugs für die Stadt als gebauter Raum

Damit die Kirchen eine solche Funktion erfüllen können, müssen sie sich für die Stadt und ihre Gesellschaft öffnen – auch gegenüber Andersdenkenden und Andersgläubigen. In dieser Hinsicht könnte die christliche Kirche zum Beispiel von muslimischen Gotteshäusern lernen, die in der Regel nicht nur Gebetsräume für ihre Mitglieder bieten, sondern auch Bildungs- und Versammlungsstätten für alle Neugierigen und Interessierten. Das Umfeld der Kirchengebäude spielt in seiner Gestaltung und Hinführung zum Bauwerk Kirche eine wichtige Rolle, ebenso dessen zentrale Lage bzw. Funktion als lebendiges Stadtteilzentrum und Quartiermittelpunkt, der sich in baulicher und städtebaulicher Hinsicht als offenes Forum präsentiert. Insofern spielen Standortfragen im Zuge von Umnutzungs- und Veränderungsprozessen eine wichtige Rolle: Wo kann was wie sinnvoll verändert bzw. neu integriert werden? Welche Orte eignen sich besonders für kollektive Aktivitäten und kulturelle Interventionen? Um der Identität von Stadtraum und Stadtgesellschaft Ausdruck zu verleihen, sind Kirchenbauten zum einen als Symbolwerte zu erhalten, zum anderen als gebaute wie als soziale Räume zu pflegen und zu entwickeln. So können sie ihre Ausstrahlung auf die Stadt und über die Stadt hinaus festigen. Dies ist ein Thema, das im Rahmen der Lehre der Architektursoziologie an der Leibniz Universität Hannover in Wahlpflichtmodulen zum Thema „Baukultur“ vermittelt wird. Gleichzeitig wird ein Diskurs geführt, der gebaute und soziale Räume als ineinander fassendes Geflecht von Werten und Realitäten begreift.

Umnutzung von Kirchen – gesellschaftliche Aufgabe und Herausforderung⁴

Baukultur erschöpft sich nicht in der Identifikation historischer Baudenkmäler oder potentieller

Schutzobjekte im urbanen Raum. Baukultur ist mehr – das haben sowohl die Bundesstiftung als auch der Förderverein Baukultur sowie die Landesinitiative Baukultur in Niedersachsen und das Netzwerk in den letzten Jahren zunehmend ins öffentliche Bewusstsein gerückt (auch wenn die Wahrnehmung zu großen Teilen noch auf ein Fachpublikum beschränkt). Es geht nicht (nur) um Einzelobjekte, sondern um städtebauliche, historische und gesellschaftliche Kontexte. Und es geht nicht nur um die gebaute Umwelt als Produkt, sondern es geht auch um die vorausgehenden Prozesse und Verfahren der Entscheidungsfindung, d.h. um die Fragen: Wie kommen wir zur Baukultur (als Produkt)? Wie leben wir Baukultur (als Prozess)?

Baukultur in der Architekturlehre

An der Abteilung für Planungs- und Architektursoziologie an der Fakultät für Architektur und Landschaft in Hannover bieten wir Freiräume, in denen der interkulturelle und interdisziplinäre Dialog möglich wird: zwischen Studierenden unterschiedlicher Herkunft und verschiedener Studienrichtungen. Dazu schulen wir die individuelle Wahr-

nehmung der Umwelt ebenso wie die Selbstwahrnehmung und -reflexion. In der Regel geschieht dies in Lehrveranstaltungen, die neben den herkömmlichen klassischen Entwurfsprojekten andere Entfaltungsmöglichkeiten bieten, um die Stärkung der eigenen Persönlichkeit zu fördern. Das Nachdenken über das gute Leben, über die angemessenen Formen des Zusammenlebens im 21. Jahrhundert versuchen wir in vielfältigen Kooperationsprojekten nah an einer breit verstandenen Praxis zu schulen. In kurzen Worten: Es geht um das Lernziel oder die Mission „gute Architektur“ ist ohne ein Nachdenken über das „gute Leben“ nicht zu haben.

Auf der Basis dieser Philosophie arbeiten wir seit etwa drei Jahren in verschiedenen Kooperationsprojekten zur Problematik der Umnutzung von Kirchen zusammen mit dem evangelischen Stadtkirchenverband in Hannover, zum Teil auch mit der katholischen Kirche in der Region Hannover. Die Zusammenarbeit begann im Wintersemester 2009/10 mit einer ersten seminaristischen Lehrveranstaltung zum Thema „SpielRaum Kirche“. Sie wurde fortgesetzt mit einem studentischen Wettbewerb, der im Sommersemester 2010 zur Umnutzung der Christuskirche in der hannoverschen Nordstadt durchgeführt wurde. Im Rahmen einer freien Diplomarbeit entwickelte ein Student in der Folge einen Entwurf zur Umnutzung der Kirche St. Michael in Hannover-Wülfe zu einer Therme.

Im Sommersemester 2011 führten wir unter dem Titel „KirchePlus. Metamorphosen eines Stadtraums“ erstmals ein Projekt durch, das nicht nur der Umnutzung eines Sakralbaus, sondern auch der Entwicklung des umgebenden Stadtteils gewidmet war: Im Spannungsfeld der evangelischen Corvinuskirche in Hannover-Stöcken und der nicht weit entfernt liegenden katholischen St. Christophoruskirche am Stöckener Markt entstand am Standort des Stöckener Freizeitheims – dessen Nutzung aus baulichen Gründen zu dem Zeitpunkt nur eingeschränkt möglich war – der Entwurf für ein interkulturelles Zentrum in einem von muslimischer

Bevölkerung stark geprägten Stadtteil. In der Folge entwickelten zwei Studierende im Rahmen einer freien Studienarbeit, in der sie sich dezidiert und in Kontakt mit vielen muslimischen Vereinen, nicht nur in Hannover, sondern deutschlandweit, mit der Problematik der „Hinterhofmoscheen“ auseinandersetzten, ein Konzept für den Bau einer repräsentativen Moschee in Hannover. Sie eruierten selbstständig und in der Diskussion mit dem Stadtbaurat einen Standort für diesen Sakralbau an der Schlosswender Straße in der hannoverschen Nordstadt – also ausgerechnet gegenüber der Christuskirche, dieser für Hannover so wichtigen Kirche am Scharnier zwischen Innenstadt und Stadtteil, die gerade zum hannoverschen Chorhaus umgenutzt wird. Aus dieser Vorarbeit entstanden im Sommersemester 2012 dann zwei Entwürfe im Rahmen zweier freier Diplomarbeiten. Und wieder ging es nicht um das gebaute Ergebnis allein, sondern auch um den Prozess im Vorfeld, der vor allem von den Vertretern der Muslime besonders geschätzt wurde, da diese sich in ihrem Bedürfnis nach einem eigenen repräsentativen Ort zur Ausübung ihrer Religion sehr ernst genommen fühlten.

Sakrale Räume

Mittlerweile geht es uns zunehmend um die Bedeutung spiritueller Räume in einer säkularisierten Stadtgesellschaft insgesamt, um die Kämpfe, die unter den Beteiligten und Betroffenen dabei ausgegetragen werden, um Aneignung und Verfügbarkeit, Zuordnung und Verteilung von Raum. Nicht nur einmal hörten wir von Betroffenen: „Sakrale Räume - das sind doch wirklich fast die einzigen öffentlich zugänglichen Räume, in denen man noch zur Ruhe kommen kann. Die muss man doch erhalten!“

Als Auftaktthema für den neuen Masterstudiengang entwickelten wir für das Sommersemester 2012 ein Lehrangebot zum Thema „Sakrale Räume“, das mit den Aktivitäten des Arbeitskreises „Stadt und Kirche“ verknüpft war. Sakrale Räume – was ist das

eigentlich? Und wo sind diese zu finden – im Stadtraum, in der Landschaft? Etwa zwanzig Studierende schwärmten aus und suchten. Und sie fanden. Und aus diesen zum Teil bemerkenswerten Orten leiteten sie ihre eigenen Vertiefungsthemen ab: So traf ein Student auf die Marktkirche Hannovers und verfasste eine sehr sensible Arbeit über Atmosphären und Sinnlichkeit im Kirchenraum. Zwei chinesische Studierende fanden einen sakralen Ort draußen auf dem Kronsberg und bereicherten die Seminardiskussionen mit der Auseinandersetzung über sakrale Orte unter freiem Himmel. Eine Studentin stieß auf die zu einer Synagoge umgenutzte ehemalige evangelisch-lutherische Gustav-Adolf-Kirche in Hannover-Leinhausen und erfuhr, wie es der liberalen jüdischen Gemeinde gelang, eine außerordentlich hohe Akzeptanz im Stadtteil zu erlangen, auch bei den ehemaligen Kirchenmitgliedern in der Bevölkerung, die früher in dieser Kirche ein und aus gingen. Andere fanden eine Wohnhausfassade mitten in der Stadt, hinter der sich ein vollständiges Kloster mit Cella verbirgt, und erfuhren, was Klosterleben und -arbeit mit seiner vielfältigen Ausstrahlung in den Stadtraum heute noch bedeuten kann.

Stadt und Kirche

Der Arbeitskreis „Stadt und Kirche“ hatte sich Anfang 2012 mit dem Ziel konstituiert, Kirchenumnutzungen als baukulturelles Thema in die Öffentlichkeit zu tragen und einen breiteren Diskurs anzustoßen. Hier war die Idee entstanden, öffentliche Exkursionen zu umgenutzten Kirchengebäuden durchzuführen und Studierende in die Vorbereitungen einzubeziehen. Die Exkursionen ins südliche und östliche Niedersachsen sowie in die Stadt Hannover zeigten eine große Bandbreite an durchgeführten und im Bau befindlichen Umnutzungen von Kirchen, die viel Anlass zu kontroversen Diskussionen lieferten: Wie weit darf man gehen? Welches sind die „richtigen“ Zwecke für Umnutzungen? Darf es ein Kolumbarium sein, ein Chorhaus oder eine Bibliothek? Darf christ-



Diskussion in der KiTa „Abenteuerland“, Peine

licher Raum in nichtchristlichen umgewandelt werden? Oder darf es eine Jugendkirche sein, in der es manchmal gar nicht mehr sehr heilig zugeht? Akzeptiert man gar ein Café, wo der ehemalige Altar inzwischen als Bar genutzt wird? Es ist gerade diese Diskussion über die Bedeutung religiöser, spiritueller oder einfach ruhiger Räume in einer immer lauterem, immer unruhigeren Welt, die im Spannungsfeld zwischen Stadt, Kirche und Baukultur so essentiell ist. Es geht darum, Möglichkeitsräume zu schaffen für das Zur-Ruhe-Kommen. Es geht auch darum, das Verständnis zu mehrern für die Bedeutung der Prozesse, in denen Räume für soziale und kirchliche, kulturelle Zwecke entwickelt werden. Und nicht zuletzt geht es darum, den interreligiösen Dialog zu fördern, die Bereitschaft zum Zuhören, zum Verstehen des Anderen, um so einen Beitrag zur sozialen Integration zu leisten.

Rückzug der Kirche(n) als Chance für Stadtraum und Stadtgesellschaft

Zuhören und verstehen, das Andere anerkennen und integrieren statt abspalten und verdrängen – darin besteht die Chance des interreligiösen Dialogs, die Möglichkeit für Annäherung und Zusammenwachsen. Soziale Kohäsion, ein wich-

tiges Ziel auch der europäischen Integration, kann sich nur entwickeln, wenn Stadt und Kirche sich gemeinsam der Aufgabe annehmen, den gesellschaftlichen Wandel als öffentliches Thema zu reflektieren.

Die Zukunft der europäischen Stadt ist interreligiös oder sie ist gar nicht. Statt Ablehnung und Ausgrenzung muss es darum gehen, die Daseinsberechtigung aller Entwicklungslinien der abendländischen Kultur sicherzustellen und diese Haltung auch im Stadtraum zu repräsentieren. Das erfordert einerseits ein politisches Klima, das von Demokratie, Aufklärung und Emanzipation geprägt ist. Es erfordert andererseits Architekturen, die Aufmerksamkeit im Stadtraum erzeugen und geeignet sind, sich als Zeichen und Symbole in das Bewusstsein von Stadtbevölkerung und StadtbesucherInnen einzuschreiben.

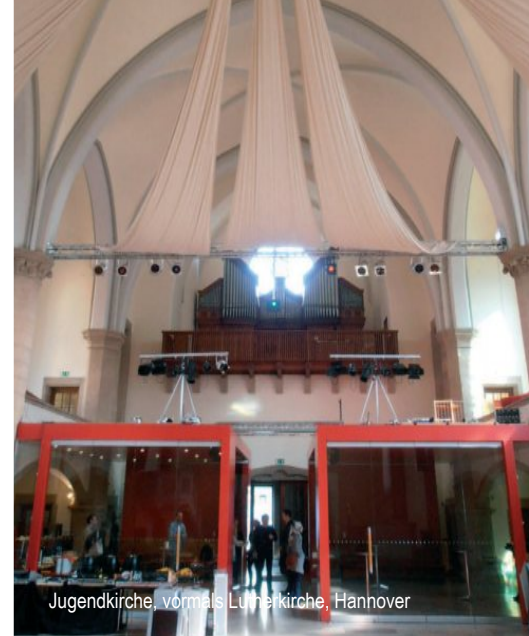
Fußnoten

¹ Die Zahlen variieren, weil es bei der kath. im Gegensatz zur ev. Kirche (ca. 20.660) keine genaue Statistik über die Kirchengebäude, sondern nur über Pfarreien gibt; deshalb basieren die Zahlen auf Hochrechnungen. Es werden Zahlen von 40.000 bis 44.000 genannt. Vgl. http://www.ekd.de/download/gebäude_und_predigtstättchen.pdf (aufgerufen am 10.01.2013)

² <http://www.kirchensteuern.de/KirchenfinanzierungGesamt2.htm> (aufgerufen am 10.01.2013)

³ <http://www.welt.de/politik/deutschland/article13810418/Protestanten-vergeht-die-Lust-am-Kirchenbesuch.html> (aufgerufen 13.01.2013)

⁴ Dieses Kapitel basiert auf einem Vortrag, den die Autorin am 23.10.2012 zum Thema „Beteiligungskultur und die Alltagsqualität öffentlicher Räume“ im Architekturforum Lübeck gehalten hat.



Jugendkirche, vormals Lutherkirche, Hannover



KiTa „Abenteuerland“, vormals St. Johannes Kirche, Peine



Jugendgästehaus Wolfsburg, vormals Martin Luther Kirche, Wolfsburg



Universitätsbibliothek Göttingen, vormals Paulinerkirche, Göttingen

KURZBIOGRAFIEN



Landesbischof Ralf Meister

Studium der Evangelischen Theologie in Hamburg

seit 2011
Landesbischof der Evangelisch-lutherischen
Landeskirche Hannovers

seit 2012
Vorsitzender des Rates der Konföderation
evangelischer Kirchen in Niedersachsen



Ulrich Brinkmann

Studium der Architektur in Dortmund

seit 2000
Redakteur bei der Architekturfachzeitschrift
Bauwelt, Berlin



Prof. Dr. Barbara Zibell

Studium der Stadt- und Regionalplanung in Berlin

seit 1996
Professur für Architektursoziologie und
Frauenforschung/Leibniz Universität Hannover

1998 - 1999
Gastprofessur für Städtebau und Siedlungswesen
an der TU Berlin

seit 2011
Vorsitzende des Bürgerbüros Stadtentwicklung
Hannover/Kompetenzzentrum für
Beteiligungskultur

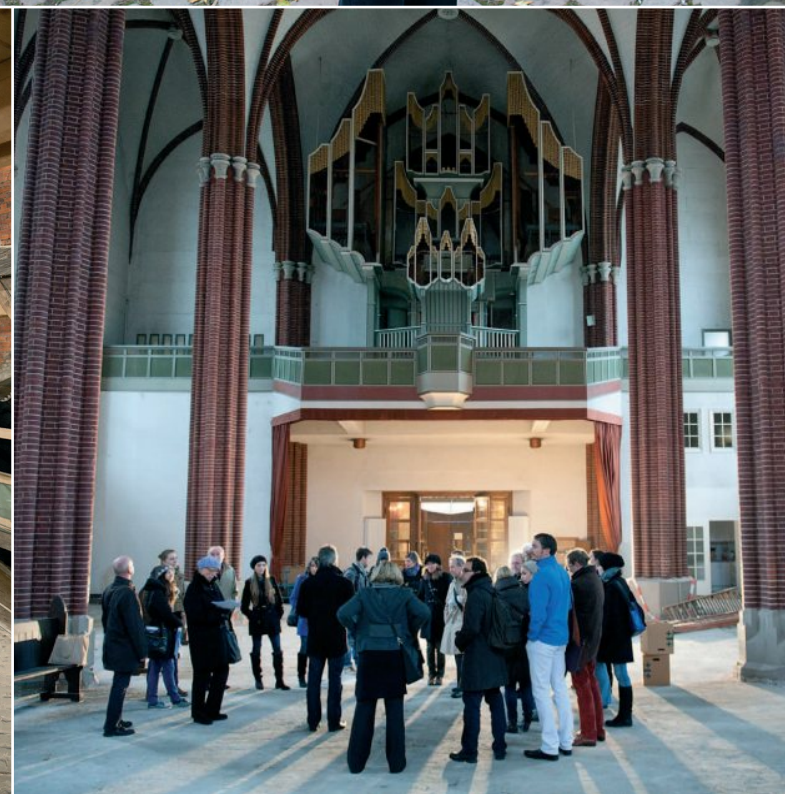


Dipl.-Ing. Hendrik Bloem

Studium der Architektur in Oldenburg

seit 2009
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für
Geschichte und Theorie der Architektur/Leibniz
Universität Hannover/Forschungen im Bereich
„Transformation religiöser Räume“/Lehrtätigkeit

seit 2012
Mitarbeit im Forschungsprojekt EFRE_ZukunftNah



REDAKTION

Netzwerk Baukultur Niedersachsen Geschäftsstelle

Postanschrift c/o Stadt Wolfsburg
Postfach 100944
D-38409 Wolfsburg

Standort Alvar-Aalto-Kulturhaus
Porschestraße 51
D-38440 Wolfsburg

Tel. 05361.28-2835
Fax 05361.28-1644
Mail kontakt@baukultur-niedersachsen.de
www.baukultur-niedersachsen.de

Öffnungszeiten Dienstags und Donnerstags 10-14 Uhr

Ansprechpartnerinnen Nicole Froberg, Carolin Heidloff

Herausgeber Netzwerk Baukultur Niedersachsen
Fotos Lars Landmann, Olaf Mahlstedt (S. 11/12),
Nicole Froberg (S. 20/21), Claudia Falconi (S. 22)

Wolfsburg, Januar 2013



Niedersächsisches Ministerium
für Soziales, Frauen, Familie,
Gesundheit und Integration

